Der Zweckbegriff bei Lotze.

Inaugural-Dissertation

welche

nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung

der hohen philosophischen Fakultät der Kgl. Universität Breslau

zur Erlangung der Doktor-Würde

Dienstag, den 19. Februar, mittags 12 Uhr

in der Aula Leopoldina öffentlich verteidigen wird

Walther Herberz,

Pfarrer in Breslau

gegen die Herren Opponenten:

Dr. phil. **Paul Menzel**, Pastor prim.

stud. phil. **Walther Löwig** aus Warmbrunn.

Breslau.

Druck von Adolf Stenzel, vorm. Brehmer & Minuth.

1901.

Der Zweckbegriff bei Lotze.

Inaugural-Dissertation

welche

nebst den beigefügten Thesen

mit Genehmigung

der hohen philosophischen Fakultät der Kgl. Universität Breslau

zur Erlangung der Doktor-Würde

Dienstag, den 19. Februar, mittags 12 Uhr

in der Aula Leopoldina öffentlich verteidigen wird

Walther Herberz,

Pfarrer in Breslau

gegen die Herren Opponenten:

Dr. phil. **Paul Menzel**, Pastor prim.

stud. phil. **Walther Löwig** aus Warmbrunn.

Breslau.

Druck von Adolf Stenzel, vorm. Brehmer & Minuth.

1901.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41546309_0029

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1.

Psychologische Entstehung des Zweckes.

Abhandlung:

I. Formale Bestimmungen des Zweckbegriffs . . . . . 3.
1. Definition des Zweckes. 2. Der Zweck Gedanke einer Intelligenz. 3. Notwendigkeit der Mittel.

II. Die Beschaffenheit der Mittel . . . . . 4.
1. Ihre Selbständigkeit. 2. Ihr kausales Wirken. 3. Der Mechanismus und seine ausnahmslose Geltung. 4. Unmöglichkeit von Kräften und Ideen als formgebenden Prinzipien.

III. Das Verhältnis von Zweck und Mittel . . . . . 13.
1. Die Notwendigkeit der Mittel zugleich Verhängnis und Vorteil für die Welt. 2. Einheit von Mittel und Zweck im Unendlichen. 3. Der Zweck eine legislative Gewalt. 4. Das Zweck und Mittel Gemeinsame. 5. Die Gestalt des Erfolges abhängig von der Beschaffenheit der Mittel. 6. Zufall, Hässlichkeit, Missgeburt, Schönheit. 7. Der Zweck ein Wertbegriff.

IV. Der Zweck in der Natur . . . . . 20.
1. Der Weltenraum. 2. Die Pflanzen. 3. Die Tiere; ihre Stufenreihe. 4. Der Zweck nicht beweisbar. 5. Unmöglichkeit des teleologischen Gottesbeweises.

V. Die Polemik gegen den Zweck . . . . . 27.
1. Geltung des Zweckes nur im Grossen und Ganzen. 2. Ableitung der Natur aus ursprünglichen Konstellationen der Elemente. 3. Kritik des einheimischen Zweckes. 4. Kritik des Darwinismus.

VI. Ungenügen des Mechanismus . . . . . 36.
Aus Gründen 1. der Erkenntnis, 2. des Gemütes, 3. der Ethik, 4. der ästhetischen Evidenz, 5. der Religion.

VII. Geltung des Zweckes . . . . . 41.
1. Der Zweck ein Glaube. 2. Der Zweck wahrscheinlich. 3. Der Naturwissenschaft fehlt die Berechtigung der Polemik gegen den Zweck.
VIII. Überwindung des Mechanismus . . . . . 45.
1. Aufgabe der Philosophie. 2. Vorgänger Lotzes. Platon. Leibniz.
IX. Wirklichkeit des Zweckes im Innern der Elemente . . . 47.
1. Deduktion des Absoluten. 2. Dessen Persönlichkeit. 3. Ursprung des Mechanismus. 4. Verhältnis Gottes zur Welt. Schöpfung.
X. Der methaphysische Zweck . . . . . 58.
1. Einheit der Elemente. 2. Einheit des Weltlaufes. 3. Veränderlichkeit der Naturgesetze. Wunder. Weltalter.
XI. Bedeutung des Zweckbegriffs für die Wissenschaft . . . 65.
Schluss. Bedeutung der Lotzeschen Philosophie . . . . . 71.

Unser Leben erschöpft sich, so lange es währt, in ununterbrochener Geschäftigkeit, in der Verfolgung bestimmter Ziele, deren Erreichung auch die Erfüllung unserer Wünsche mit sich führt. Jedes Endresultat aber stellt wieder den Anfang neuer Bestrebungen dar, die mithin niemals zu völliger Ruhe gelangen.[1]) Um aber irgend etwas erreichen zu können, thut die Erkenntnis des Weges not, der einzuschlagen ist, das heisst der Beschaffenheit der Dinge, die sich zu einem bestimmten Vorhaben eignen, und der Art und Weise ihrer Verwendung. Aus solch thätigem Handeln ergiebt sich uns der Gedanke, auch die Erscheinungen der Aussenwelt als realisierte Zwecke anzusehen, als Resultate, in denen eine schaffende und wirkende Intelligenz die Befriedigung ihrer erreichten Ziele gefunden und genossen habe. In dieser Weise „treten in uns die Gewohnheiten auf, zu allem Geschehen Ursachen zu suchen, in der Zufälligkeit der Ereignisse Zwecke zu vermuten, überhaupt das Gegebene in einen höheren, idealen Zusammenhang zu bringen".[2]) Unser Denken ist erfüllt von den Ideen des Gleichgewichtes, der Symmetrie; die Gesetzmässigkeit, mit der es sich vollzieht, treibt uns an, eine solche auch in der Aussenwelt zu suchen. Wo wir sie nicht finden, haben wir ein Gefühl des Unbehagens; Unordnung, sowie alles Regellose stört uns empfindlich, verbessernd legen wir Hand an, suchen die Dinge zweckvoll zu gestalten und

---

[1]) Vgl. Mikrokosmus II, Seite 446. (Der Mikr. ist citiert: der erste Band nach der 5., der zweite und dritte nach der 4. Auflage. Leipzig. S. Hirzel. 1896, 1885, 1888.)

[2]) Kleine Schriften I, S. 239 (3 Bände, Leipzig 1885, 1886, 1891).

passend mit einander zu ordnen.[1]) Unser Gefühl bietet uns einen Glauben dar, „der uns in Ideen des Guten, Schönen, Heiligen, den einzigen, unverbrüchlichen Zweck sehen lässt, der jeder Wirklichkeit allein Wert giebt".[2]) Und wären dies alles Illusionen, hätten wir selbst keinen Zweck in der Welt, unser Leben kein Ziel, keine Bestimmung über sich hinaus, so wäre damit auch unserm sittlichen Handeln aller Grund entzogen, es müsste wurzellos verkommen.[3]) So drängen in uns Erkenntnis, Gemüt, Wille auf Zwecke hin. Wir suchen sie überall, in den Gebilden kümmerlichsten Lebens, sowie im ganzen Weltall. Von allen Seiten laufen die Fäden zu dem Zweckbegriffe, wie zu einem Mittelpunkte zusammen, die teleologische Betrachtungsweise befriedigt „in der That die höchsten Interessen des Geistes".[4]) Indem wir versuchen wollen, diesen Begriff nach Umfang und Inhalt bis in seine letzten metaphysischen Grenzen zu verfolgen, werden wir zugleich die hauptsächlichsten Momente der Weltanschauung Lotzes hervorzuheben haben. „Der Zweckbegriff ist für die Fassung der gesamten Weltansicht unleugbar von grosser Wichtigkeit".[5])

---

[1]) Mikr. II, 198.
[2]) Mikr. II, 15.
[3]) Vgl. Mikr. II, 454.
[4]) Kl. Schr. I, 149.
[5]) Ebenda, S. 361.

Um einen Begriff vollständig nach allen seinen Beziehungspunkten zu denken, ist es nötig, sich die Glieder zu vergegenwärtigen, die er enthält, die wir alle mitdenken, so oft wir ihn denken und mit deren Weglassung seine Bedeutung geändert oder aufgehoben wird.[1]) Einige der wesentlichen Merkmale des Zweckbegriffs hebt Lotze mit den Worten hervor: „Gewiss können wir nun von Zwecken zunächst mit Klarheit nur sprechen, wenn sie als Vorstellungen einer künftigen Wirklichkeit in dem Bewusstsein eines lebendigen und wollenden Geistes bestehen".[2]) In Lotzes Sinne können wir dies kurz formulieren: Der Zweck ist die Vorstellung eines Sein-Sollenden. Dass die Vorstellung einem mit vollem Bewusstsein ausgestatteten geistigen Wesen angehören muss, ist deshalb ersichtlich, da der Gedanke eines Thuns oder Leidens ganz unvorstellbar ist, wenn dieses Thun oder Leiden losgelöst wird von dem Subjekte, an dem es haftet. Erscheinungen, Kräfte, Denken und Handeln schweben als Abstrakta völlig in der Luft, wenn sie nicht den Boden ihrer Wirklichkeit an einem Substrate finden.[3]) In dem Geiste seines Trägers lebt der Zweck nicht als sinnliche Wahrnehmung, die durch äussere Eindrücke hervorgerufen worden wäre, der also ausser ihm noch eine reale Existenz zukäme, sondern als die Vorstellung einer zukünftigen Realität, als Gedanke von etwas, das sein soll, thatsächlich aber noch nicht ist.

---

[1]) Mikr. III, 36.

[2]) System der Philosophie; zweiter Teil: drei Bücher der Metaphysik, 2. Aufl., Leipzig, Hirzel, 1884, Seite 448.

[3]) Vgl. Mikr. I, 175; II, 161.

Daher bedarf der Zweck, wenn er aus der Vorstellung des Geistes, dem blossen Gedankendasein, in die Wirklichkeit eintreten soll, der Anwendungspunkte, an denen er zur Erscheinung kommen kann, eines unabhängig von ihm vorgefundenen Materials, in dessen Bearbeitung er sich zu realisieren versuchen mag, kurz, er bedarf der Mittel, die ihm zur Existenz verhelfen.[1]) Jeder Gedanke, jede Idee ist formlos und unbestimmt, bleibt ein blosses Abstraktum, wenn sie nicht in bestimmten Verhältnissen der Wirklichkeit ihre konkrete Gestaltung findet.[2]) Die Mittel schliessen sich ein in den Gesamtbestand der Welt; (die Frage nach ihrem Ursprung wird, wie die der Entstehung der Dinge überhaupt, für uns ein auf immer undurchdringliches Geheimnis[3]) bleiben; genug, dass wir Menschen sie als von ursprünglicher Selbständigkeit vorfinden.) Um eine Zweckvollendung zu konstituieren, müssen die Mittel in einer Weise zusammengebracht werden, dass sie auf einander wirken können. Die Wirkungen aber, die sie auf einander ausüben, und die sich für uns nur in Anziehung oder Abstossung bemerkbar machen,[4]) sind bestimmt durch das Kausalitätsgesetz, nach welchem alles Wirken in der Welt ein für allemal die Form und Grösse seiner Wirksamkeit empfangen hat. Jeder Erfolg vollzieht sich nur, wenn er durch äussere Veranlassung hervorgerufen wird[5]) und ist in seinem Aussehen bestimmt durch die Naturen, die Beschaffenheiten der auf einander wirkenden Dinge, durch die Beschaffenheit des Reizes, der sie trifft, sowie von der Lage der besonderen Umstände, in der sie sich gerade befinden.[6])

Die Möglichkeit aber dafür, dass Dinge imstande sind, je nach bestimmten Reizen bestimmte Rückwirkungen folgen

---

[1]) Mikr. III, 558.
[2]) Mikr. III, 105; Kl. Schr. I, 313.
[3]) Mikr. II, 160.
[4]) Mikr. II, 33.
[5]) Mikr. II, 35.
[6]) Vgl. Mikr. I, 206; II, 35.

zu lassen, die Möglichkeit, dass Kräfte mit unveränderlichen Arten und Grössen ihrer Wirksamkeit sich beeinflussen, also auch die Möglichkeit, dass es einem Gedanken gelingt, in geregelter Thätigkeit in das Reich der Gegenstände einzugreifen, dieses alles beruht auf der durchgehenden Herrschaft eines allgemeinen, in sich einheitlich geschlossenen Kreises von Gesetzen über alle.[1]) Er gilt ebenso gut für die Verfahrungsweisen der Geister, wie der Natur. Gälten in einem Gebiete diese, in einem andern andere Gesetze, so wäre jedes abgeschlossen in sich, kein Einfluss wäre vermögend aus dem einen in ein anderes überzugreifen und dort sich geltend zu machen. „Wenn eine Natur bestehen soll, deren Bestandteile überhaupt nur, sei es planmässig oder nicht, mit einander in Wechselwirkung stehen, so kann kein Gebiet ihrer Vorgänge von eigentümlichen Gesetzen abhängen, welche mehr als blosse Modifikationen eines allgemeinen Gesetzkreises wären, dessen anders geartete Modifikationen die andern Gebiete der Natur beherrschen. Deshalb ist notwendig die Einheit eines höchsten Gesetzkreises.“[2]) Ohne solche Gesetze wäre also ein Weltlauf überhaupt unmöglich. Und ebenso würden die festen Zielpunkte unseres Handelns in der allgemeinen Unsicherheit verschwimmend sich auflösen.[3]) Es gäbe keine Wissenschaft, jeder einzelne Fall bestände isoliert für sich, die logischen Schlüsse verlören alle Beweiskraft, da ihnen der Grund, auf dem sie ruhen, das Vertrauen gleichen Verhaltens unter gleichen Umständen, entzogen wäre. Keine Methode des Verfahrens könnte sich in der allgemeinen Regellosigkeit festsetzen. Nicht einmal von inneren Entwicklungen würden wir sprechen können, da deren Beurteilung jedes Massstabes entbehrte, der einen Vergleich oder eine Folgerichtigkeit möglich macht.[4])

---

[1]) Mikr. I. 293; II. 59; Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens, Leipzig 1851, Seite 30 f.

[2]) Grundzüge der Naturphilosophie, 2. Aufl., Leipzig 1889, Seite 51.

[3]) Mikr. I, 23 f.

[4]) Mikr. II, 46.

Die Einheit dieses höchsten Gesetzkreises, unter dessen Herrschaft alles Geschehen in der Welt sich vollzieht, ist die Voraussetzung einer Lehre, die man mit dem Namen des Mechanismus bezeichnet hat.[1]) Hat man sie auch der Erfahrung voraneilend aufgestellt, so ist sie doch hinlänglich vor einschneidendem Widerspruche geschützt.[2]) Lotze hat es für eine seiner hervorragendsten Bestrebungen gehalten, dieser Naturauffassung zu unumstrittener Geltung zu verhelfen.[3]) Ist irgend ein Sein einmal mit bestimmten Eigenschaften in die Erscheinung getreten, so ist, gemäss dieser seiner Beschaffenheit, über sein weiteres Verhalten entschieden. Hat die Natur einmal bestimmte Verfahrungsweisen geoffenbart, so reisst die Konsequenz eines Falles sie mit sich fort und zwingt sie hinfort zu gleicher, unveränderlicher Wirksamkeit.[4]) Und nicht bloss im allgemeinen ist diese bestimmt, der allgemeine Gesetzeskreis stellt ihre Richtung, Grösse und Form bis ins einzelnste fest und knüpft sie an einen gültigen Massstab. Niemals geschieht daher in der Welt mehr oder weniger, als nach Lage der Umstände und nach dem Gebote der Gesetze geschehen muss.[5])

Infolge der Thatsache dieses lückenlosen Kausalzusammenhanges ist es unmöglich, dass sich eine Ursache einem Zwecke zu liebe stellenweise eine andere Form oder Grösse ihrer Wirksamkeit geben könnte, oder die Rücksicht auf Zwecke überhaupt imstande wäre, sie irgendwie zu beeinflussen. Nirgendwo haben daher die dienenden Mittel ein Verlangen, eine bestimmte Art und Weise ihrer Verwendung vor andern bevorzugt zu sehen, gleichgültig vielmehr für jeden Erfolg oder dessen Aussehen, lassen sie sich zu allem gebrauchen, was sich aus den in ihnen liegenden Fähigkeiten ergeben mag.[6]) Vollständig blind wirkt jede Kraft, den Reizen

[1]) Grundzüge der Naturphilosophie, Seite 8.
[2]) Mikr. I, 32 f.
[3]) Mikr. I, XV; 450.
[4]) Mikr. II, 37.
[5]) Mikr. 1, 34.
[6]) Kl. Schr. I, 315; Mikr. II, 21.

folgend, die ihr Substrat erfährt und ebenso blind geht sie mit allem um, was in ihren Bereich fällt und schaltet mit ihm ohne Rücksicht, ob sich dabei ein wertvoller Erfolg ergeben werde, oder ein bedeutungsvolles Resultat, das hätte erreicht werden können, bei einer nur wenig besseren Konstellation der Umstände, vernichtet wird.[1]) Niemals wird sich daher aus einer noch so grossen Anzahl von Mitteln eine Kraft erzeugen können, die, ohne auf sie gestützt zu sein, ausschliesslich der Verwirklichung von Zwecken diente.[2])

Man hat sich, wie Lotze sagt,[3]) vor der Anerkennung der ausnahmslosen und universellen Herrschaft des Mechanismus gesträubt, man fühlte ein lebhaftes Widerstreben gegen die Anerkennung, dass alles das, von dessen idealem Werte wir aufs tiefste durchdrungen sind, sich aus dem gesetzlichen Spiel von Atomen mit zwingender Notwendigkeit entwickelt habe. Besonders wollte man den Bau des menschlichen Körpers und seine Funktionen durchaus nicht als das unvermeidliche Resultat der Arbeit verwirklichender Mittel ansehen. „Alle jene durchdringende Einheit des Körpers und der Seele, auf der jede Schönheit und Lebendigkeit der Gestalten, jede Bedeutsamkeit und jeder Wert ihres Wechselverkehrs mit der äusseren Welt zu beruhen schien",[4]) erachtete man als preisgegeben. Das Gebiet des Organischen wenigstens sollte dem Gebote des Mechanismus unzugänglich bleiben, idealere Mächte schienen in ihm herrschen zu müssen, unter deren Geheiss allein so Wertvolles habe entstehen und sich entwickeln können. Lotze verfolgt die verschiedenen Färbungen, die die Meinung von einer besonderen Lebenskraft im Verlaufe der gegen sie eindringenden Polemik genommen hat und erweist auf das Schlagendste ihre Unhaltbarkeit.[5]) Zunächst

[1]) Allg. Physiol. 55; Grundzüge der Religionsphilosophie, 3. Aufl.; Leipzig 1894, Seite 17.

[2]) Kl. Schr. III, 300.

[3]) Mikr. I, XIV.

[4]) Ebenda.

[5]) Mikr. I, 57 ff ; Grundzüge der Naturphilosophie, S. 69 ff.; Streitschrift gegen J. H. Fichte, Leipzig 1857, Seite 59 ff.

macht er darauf aufmerksam, dass der ungeheure Unterschied, der sich dem ungeschulten Blicke aus der Vergleichung des Anorganischen und Organischen zu ergeben und beide Gebiete durch eine unausfüllbare Kluft zu trennen scheine, in dieser Ausdehnung wenigstens in so weit nicht bestehe, als das letztere sich in steter Berührung mit dem ersteren erhalte, da es ihm die Mittel seiner Existenz fortwährend entnehme. „So lange das Leben alle seine Mittel aus dem allgemeinen Vorrat der Natur schöpfen muss und nur an den Stoffen, die diese darbietet, sich entwickeln kann, so lange wird es alle Eigentümlichkeiten seiner Entfaltung nur der vollständigen Fügsamkeit verdanken, mit der es sich den Gesetzen des allgemeinen Naturlaufs unterwirft.“[1])

Weiterhin weisen die Vertreter der Ansicht von einer besonderen Lebenskraft auf den gewaltigen Unterschied hin, den der tote Körper im Vergleich zu dem lebendigen darbiete. Sie sagen, dass die Elemente, nunmehr von der höheren Kraft nicht mehr beseelt und zusammengehalten, jetzt ihren eigenen chemischen Gesetzen folgten und so das Bild der Fäulnis, der Verwesung, so handgreiflich uns vor Augen führten. Dem gegenüber erinnert Lotze an die Thatsache des Stoffwechsels. Dieser diene dazu, die auch im lebenden Organismus beständig vor sich gehende Zersetzung in geregelte Bahnen zu lenken und auf bestimmte Teile zu beschränken, damit dem Ganzen keine Gefahr daraus erwachse.[2]) Im Tode hört dagegen diese Absonderung des Zerstörten, so wie jede Neubildung durch Wiederersatz vermittelst der Respiration und der Ernährung auf; die zersetzten Bestandteile übertragen weiter um sich greifend ihre Fäulnis auf den ganzen Körper, der hierdurch zusammenfällt und verwest. Hier wie dort aber bleiben es dieselben Gesetze, die das Verhalten der Elemente bestimmen; das Leben hatte nur den Vorzug der Absonderung des Verbrauchten, um seine schädlichen Wirkungen

---

[1]) Mikr. I, 58.

[2]) Über den Zweck des Stoffwechsels, s. Kl. Schr. I, 206.

für das Bestehen des Ganzen zu verhüten. Trotzdem führen der Stoffwechsel und viele unvermeidlich damit verbundene Störungen eine allmähliche Abnutzung der ihm dienenden Organe und so den endlichen Verfall des Körpers herbei. Aber auch diese Thatsache ist als Mittel für die Zwecke der Natur, besonders für die Bestimmung des Menschen, verwendet. Das Leben währt lange genug, um alles, was in ihm von hervorragendem Werte ist, zu erfahren und auszukosten,[1]) der Tod tritt ein, um ihm „seine Grenzen zu setzen und die höheren Lebensstufen des Geistes zu verwirklichen".[2])

Ebenfalls in engere Grenzen einzuschliessen ist die Behauptung von der Hinfälligkeit der organischen Bestandteile, in deren Ausmalung sich die Verteidiger einer Lebenskraft gefallen, denn z. B. Holz, Horn, tierische Häute sind ausserordentlich dauerhaft und widerstehen einer schnellen Zersetzung gar sehr.

Einen weiteren Unterschied zwischen der Lebenskraft und den mechanischen Kräften suchte man darin zu finden, dass erstere sich nicht nur ungeschwächt, sondern sogar stetig wachsend bei der Fortpflanzung auf viele neue Lebewesen übertrage, letztere dagegen in der Gesamtwirkung die Summe der einzelnen Anstösse darstellten. Man gebrauchte hierzu das Gleichnis der Flamme oder des Magnetes, die ihre Kraft in fortwährend zunehmender Ausdehnung und Steigerung ihrer Intensität über viele Dinge geltend machten. Aber keine Kraft wird fertig übertragen, sie ist nur eine Veranlassung an ein anderes Wesen, seine Natur rückwirkend zum Ausdrucke zu bringen. Der Keim des Erzeugenden ist von bestimmter Qualität, in steter Wechselwirkung mit anderen Wesen mag er sich durch diese bereichern, indem er sie assimilierend aufnimmt, und so kann ihm wohl gelingen, wachsend die Erscheinung einer sich vergrössernden Kraft hervorzubringen. „Jedes einzelne Atom, das die Masse des

---

[1]) Mikr. II, 79.
[2]) Kl. Schr. I, 218.

Körpers vermehrt, tritt in seinen Zusammenhang durch die anziehende Kraft ein, die es von irgend einem Teile desselben erfährt; festgehalten durch dieselbe Kraft, deren Ausübung keine Anstrengung für den Körper ist, stellt es diesem nun auch seine eigene Masse mit allen den Kräften mechanischer und chemischer Art zu Gebot, die an ihr haften, und durch die nun dem Körper eine Möglichkeit grösserer Einwirkung auf die Aussenwelt, mithin ein Zuwachs seiner Kraft entsteht."[1])

Soll die Annahme einer Lebenskraft einen Sinn haben, so will man wohl sagen, sie vermöge ihre Wirksamkeit in Rücksicht auf Zwecke bald zu beschleunigen, bald zu verlangsamen, einmal zu gestatten, das andere Mal aber vollständig zu verhindern. Aber eine solche Thätigkeit, falls sie stattfände, ist mechanisch ebenso möglich. Die Lagerungsverhältnisse eines Systems können so gestaltet sein, dass für weitergehende Wirkungen und Ansätze zu Bildungen hier die Möglichkeit offen gelassen ist, dort aber die Teile so vollständig nach Aussen abgeschlossen sind, dass sie keine Handhaben für Bestrebungen bieten, die sich an sie anschliessen, an ihnen entwickeln und so den Ausbau der Endgestalt aus dem vorbestimmten Wege verhindern möchten.

Aus allen bisherigen Positionen vertrieben, versuchte man wenigstens den Gedanken einer Kraft aufrecht zu erhalten, die imstande wäre, sich mit veränderlichen Weisen ihres Verhaltens an bestimmte Lagen und Verhältnisse anzupassen. Eine besondere Heilkraft vermöge, ausgerüstet mit der Fähigkeit der Auswahl dienlicher Mittel, Störungen zweckmässig abzuwenden. Aber der Geltungsbereich einer solchen Kraft ist sehr beschränkt. Er erstreckt sich nur auf ein kleines Gebiet, nämlich so weit, als die vorhandenen Einrichtungen einer Organisation fähig sind, schädigende Einflüsse von aussen zu überwinden.[2]) Greift aber eine feind-

[1]) Mikr. I, 68.
[2]) Allg. Physiol. 115.

liche Gewalt tiefer ein, zerstört sie wesentliche Bestandteile hierzu glücklich geordneter Einrichtungen, so sehen wir auch eine besondere Heilkraft ausser stande, der Vernichtung des Ganzen Einhalt zu gebieten. Stets ist auch in diesen Fällen die Wirkung lediglich durch die vorhandenen Ursachen und deren Verbindungsweisen bedingt; eine Kraft darüber hinaus findet keinen Boden, auf dem sie ihre Wirksamkeit entfalten könnte.

Da man sich der Einsicht fügen musste, dass eine Kraft ein Abstraktum unseres Denkens ist, die ihre Wirklichkeit nur in den Dingen hat, gab man, auch hier zurückgeschlagen, diese Bezeichnung auf und berief sich auf die aristotelische Meinung, dass beim Organismus das Ganze den Teilen als vorherbestimmendes Muster vorangehe, im Anorganischen dagegen alle Teile das Ganze als Summe ergäben. Dieses existiere *δυνάμει*, das heisst der Möglichkeit nach, in dem Keime, erst später *ἐνεργείᾳ*, der Wirklichkeit nach, in dem Endresultate. Man konnte sich hierfür auf die Erfahrung berufen, welche zeigt, dass da, wo später die Organe sich bilden sollen, zunächst Anhäufungen von Massen entstehen, die sich später in die bestimmt geformten Umrisse der entwickelten Bildung auseinander legen. Werden aber diese Keimteile auseinander gerissen, so wird damit die Organbildung zerstört. Dies zeigt, dass hier nicht einer „Idee des Ganzen“ zwingende Gewalt über den Ablauf der Ereignisse gegönnt ist, sondern dass eine solche nur das gegenseitige Wechselwirken der konstituierenden Teile ausübt. Ausserdem ist die aristotelische Meinung von einem „Sein der Möglichkeit nach“, unzutreffend, denn was nur als möglich existiert, existiert überhaupt nicht, an seiner Stelle ist thatsächlich etwas anderes da, aus dem unter bestimmten Bedingungen ein verlangtes Resultat erst wird. „Idee des Ganzen“ oder „Idee der Gattung“ haben als Abstrakta überhaupt keine Macht über die Wirklichkeit.[1]) Schreiben wir ihnen Affizierbarkeit durch die Lage der Umstände zu, ein

[1]) Kl. Schr. I, 190.

durch Leiden überkommenes Wissen von der augenblicklich bestehenden Sachlage, so sind sie schlechterdings nichts mehr als jeder zu Wechselwirkungen fähige Stoff. Diesem Gedanken würde nur dann eine höhere Bedeutung zukommen, wenn die Ideen sich den übrigen Teilen als gleichwertig nicht anschlössen, ihnen untergeordnet wären, sondern eine hervorragende Wichtigkeit für die Organisation und den Bestand des Lebendigen beanspruchen könnten. In diesem Sinne hat man die Seele die „Baumeisterin des Körpers" genannt. Man versteht dann unter der Idee der Gattung nicht mehr einen dunklen Trieb[1]), sondern ein geistiges Wesen mit der Fähigkeit des Erinnerns und Überlegens, also begabt mit Geistesthätigkeiten, die zweckvoll ausgewählte Wirkungen hervorrufen, die der Naturlauf allein niemals zustande gebracht hätte. So ausgestattet leidet die Seele von den äusseren Einwirkungen und vermag Vorstellungen als Zwecke in sich zu erzeugen, an deren Verwirklichung sie arbeiten mag. Aber in der Zeit der Gestaltbildung des Leibes fehlt der Seele jedes deutliche Bewusstsein von sich selbst, jede Vorstellung von Zwecken, jede Einsicht in die Erfordernisse, welche zu ihrer Realisierung den Mitteln zukommen müssten. In der Zeit, wo die Seele im vollen Besitz ihrer Erkenntnisfähigkeit ist, ist ihr auch jeder entscheidende Einfluss auf die Organbildungen genommen, sie sieht dieselben vielmehr völlig ausgebildet vor sich. Lotze gesteht der feiner organisierten Seele nur einen veredelnden Einfluss auf die körperlichen Formen zu[2]), höchstens könnte sich „infolge früherer Übung eine Gewohnheit zweckmässigen Wirkens als zweite Natur in der Seele befestigt haben"[3]), etwa wie der Takt des Benehmens, in einer Reihe von Ahnen ausgebildet, auf die späteren Generationen übergeht, die ihn dann in sich vorfinden und sich, ohne ihn durch eigene Anstrengung neu erzeugen zu müssen, seiner Leitung hingeben können. Da

[1]) Über den Trieb s. Allg. Physiol. 30 f.; Metaphysik von 1884, 441 f.
[2]) Mikr. I, 324.
[3]) Mikr. I, 77; Kl. Schr. I, 236.

wir aber die Seele in der für die Gestaltsbildung auf immer entscheidenden Zeit nicht im Bewusstsein ihrer selbst finden, so kann sie nur als ein Element wie alle übrigen angesehen werden, an dessen bestimmte Zustände, veranlasst durch äussere Eindrücke, sich je nach der Lage der Dinge gesetzliche Wirkungen anknüpfen.

Vielleicht ist die Seele unter all diesen Elementen sogar dasjenige, dem die höchste Bedeutung zukommt, die „hier zwar nur unbewusst und mit mechanischer Notwendigkeit wirkte, aber doch diejenigen entscheidenden Wirkungen hervorbrächte, ohne welche die übrigen Elemente nicht zu diesem zweckmässigen Resultate kommen würden“.[1]) Dies ist möglich, indem in alle Elemente „eine Prädisposition zu diesem zweckmässigen Wirken“[2]) gelegt wird, ein Gedanke, den wir später in den Kreis unserer Betrachtung ziehen werden.

Alle Versuche, dem Mechanismus seine unumschränkte Herrschaft über das gesamte Geschehen der Natur zu entreissen, in welcher Form sie auch auftreten mögen, haben sich als unzureichend erwiesen: „Möchte es doch endlich geglaubt werden, dass die Weisheit Gottes keiner Untergötter bedarf, um das Getriebe seiner Welt notdürftig in Ordnung zu erhalten; dass vielmehr aus den eigenen Mitteln des Mechanismus alles folgt, was ihm verwirklichen zu dürfen einmal vergönnt ist.“[3])

Von grundlegender Bedeutung für die spezifische Färbung der Weltansicht Lotzes ist die Frage nach dem Verhältnis von Zweck und Mittel.[4]) Für unsern menschlichen Standpunkt besteht ein Gegensatz zwischen Gedanke und Stoff. „Die Welt scheint auf einer Zweiheit ursprünglich verschiedener

---

[1]) Grundzüge der Naturphilosophie, 2. Aufl., 1889, Seite 74.
[2]) Ebenda.
[3]) Kl. Schr. I, 216.
[4]) Kl. Schr. I, 141.

Prinzipien zu beruhen: auf zwecksetzenden Ideen, die nicht die Macht haben sich selbst zu realisieren und auf einem ausführenden Mechanismus, der nicht den guten Willen hat, ausschliesslich den Ideen zu dienen.“[1]) Dieses Angewiesensein jedes Gedankens, der sich verwirklichen will, auf ein unabhängig von ihm gegebenes Material, das ihm erst zur Existenz verhelfen muss und das zu viel eigenwillige Realität besitzt, als dass es ihm unbedingt gehorche, nennt Lotze ein „allgemeines Schicksal der Welt“[2]), und er fügt bei, dass wegen der Notwendigkeit dieses Bedürfnisses jedes Ideal, das sichtbar oder in Verhältnissen gegenseitiger Beziehungen in die Welt eintreten wolle, unumgänglich eine Verschlechterung erfahre, eine Trübung seiner im Gebiete des Abstrakten noch festgehaltenen Reinheit erleide.[3]) Aber dieser Gegensatz ist von Bedeutung. Ohne ihn gäbe es keine Welt der Gestalten, keine im Laufe der Zeit sich entwickelnde Geschichte, kein menschliches Handeln, das ja in der Besiegung von Widerständen aufgeht, an ihnen seine Kräfte stählt und aus ihnen die Anregung aller fortschrittlichen Entwicklung zieht.[4]) Ebenso gäbe es keine Schönheit, da diese in der Auflösung eines Widerstreites in einer höheren versöhnenden Einheit besteht.[5]) Allenthalben fielen die Vorstellungen der Zwecke mit ihrem Resultate, die wertvollen Ideen mit dem sie verwirklichenden Apparate, der Wunsch mit seiner Erfüllung in eine Einheit zusammen, die wir nie verstehen könnten.[6]) Eine weitere Verfolgung dieser Gedankengänge lässt die Verkehrtheit des Pessimismus, der ja wohl eine grössere Fügsamkeit der Widerstände in der Welt wünscht, so wie auch die Unvorstellbarkeit des Befindens der Seelen in einer jenseitigen Welt in die Augen springen.

---

[1]) Grundzüge der Ästhetik, 2. Aufl., Leipzig, 1888, Seite 16.
[2]) Allg. Physiol. 55; Kl. Schr. I, 317.
[3]) Mikr. III, 420.
[4]) Mikr. II, 12; Kl. Schr. I, 315.
[5]) Kl. Schr. I, 315.
[6]) Mikr. II, 11.

Wir können die Frage aufwerfen, ob dieser für unsere menschliche Anschauung vorhandene und für unser menschliches Handeln so notwendige Gegensatz von Gedanke und Stoff auch für das gesamte Weltall gelte, wer von beiden zuerst da war und in welcher Weise sie sich gefunden. Es ist dies die Frage nach dem Zusammenhang der Welt der Werte mit der der Gestalten. „Dass eine höhere und innigere Verschmelzung des Stoffes und des Gedankens in einer gemeinschaftlichen Wurzel stattfinde, das ist eine der teuersten und unaustilgbarsten Hoffnungen des Geistes und auch sie beruht nicht auf einer Notwendigkeit, die in dem Gange unserer reinen Erkenntnis gegeben wäre, sondern in jenen wertgebenden Gefühlen, die einer unmittelbaren Offenbarung vergleichbar, auch dann noch eine Meinung verdammen, wenn sie allen Anforderungen des reinen Denkens Genüge geleistet hat.“[1]) Wir glauben, dass es für Gott keine Arbeit im menschlichen Sinne, das heisst keinen Widerstand einer unabhängig gegebenen Aussenwelt giebt, dass die Mittel ihrem höchsten Ursprunge gegenüber ihre Selbständigkeit nicht zu wahren vermögen, dass sie vielmehr den knappen Ausdruck des umfassenden Weltgrundes darstellen.[2]) Die nähere Ausführung dieser Gedanken bleibt der Metaphysik vorbehalten.

Infolge dieser Gebundenheit an ausführende Mittel kann der Zweck nur in der Gestalt der Aufforderung, des Befehles eines mit Bewusstsein ausgestatteten, auswählenden Geistes[3]) an diese auftreten, sich so zusammenzufügen und zu ordnen, dass aus ihrem gesetzlich geregelten Verhalten gegen einander sich der Erfolg von selbst ergiebt.[4]) Auf jedes derselben muss zu diesem Behufe mit einer Kraft eingewirkt werden.[5]) Unumgängliche Voraussetzung dazu ist,

---

[1]) Kl. Schr. I, 316.

[2]) Mikr. III, 595; II, 11 f.

[3]) Allg. Physiol. 32.

[4]) Kl. Schr. I, 149 f.

[5]) Grundzüge der Religionsphilosophie, 3. Aufl., Leipzig, 1894, Seite 17; Mikr. III, 557.

dass die allgemeinen Gesetze überhaupt vermögend sind, auf die Dinge einzuwirken, dass diese jenen gehorchen, dass eine „Übereinstimmung zwischen Stoff und Gedanke“ [1]) bestehe. In gleicher Weise ist vorauszusetzen die Kenntnis der Eigenschaften, welche die Mittel in Hinsicht auf ein zu erreichendes Ziel besitzen müssen.[2]) Da sich im Kausalzusammenhange keine Lücke aufthut, in die der Zweck eintreten und so beständig nachhelfend eingreifen könnte, so muss alle Zweckvollendung an den Anfang, das heisst an den Punkt verlegt werden, wo die Mittel sich zuerst verknüpfen. Wenn daher der Mechanismus im stande sein soll, Zwecken zu dienen, so kann sein Ursprung selbst nicht mechanisch, sondern muss teleologisch bestimmt sein.[3]) Als Grund des Mechanismus bleibt nur die Frage übrig, ob er aus einer schöpferischen Weisheit entsprungen sei, oder seine Entstehung dem Zufall verdanke.[4]) Wirklichkeit hat der Zweck somit in dem Bewusstsein einer Intelligenz oder in den Dispositionen der Ursachen. „Eine Zweckidee wird nur dann erfüllt, wenn die realen Mittel sich in einer solchen Weise verbunden haben, dass aus ihrem allgemeinen gesetzlichen blinden Wirken das, was der Zweck will, als mechanisch notwendige Folge ohnehin entspringen muss.“ [5]) Auch der erfüllte Zweck ist daher nichts Seiendes, „ist nie ein Ding, sondern immer nur eine Relation, ein Verhältnis, ein Thun oder Leiden der Dinge.“ [6])

Damit ein Mittel fähig sei, einem Zwecke zu dienen, muss beiden etwas Drittes gemeinsam sein, in dem sie sich finden können, das von dem zwecksetzenden Gedanken zu dem Mittel seiner Verwirklichung überleitet. Ein solches Mittelglied ist z. B. der Stoff.[7]) Aus jedem Zwecke ergeben sich nur gewisse Forderungen im Allgemeinen, die eine grössere

[1]) Kl. Schr. I, 312 und 316.
[2]) Mikr. II, 78; Kl. Schr. I, 369.
[3]) Allg. Physiol. 59.
[4]) Kl. Schr. I, 164 und 169; Metaphysik von 1884, Seite 445.
[5]) Grundzüge der Ästhetik, Seite 16.
[6]) Kl. Schr. I, 149.
[7]) Kl. Schr. I, 367.

Auswahl hierzu dienlicher Mittel umschreiben.[1]) Selbst die thatsächlich zur Anwendung gebrachten haben infolge ihrer mannigfaltigen Eigenschaften Spielraum genug, den Anforderungen der Idee in sehr verschiedener Weise zu entsprechen. Viele Formen stehen so jedem Gedanken zu Gebote, in die er sich kleiden kann, die alle imstande sind, seinen Inhalt zum Ausdruck zu bringen; die Endgestalt aber, in der er auftritt, ist bestimmt durch die thatsächlich in Wirksamkeit getretenen Ursachen.[2]) Nach diesen hat er sich infolgedessen zu richten und sich willig dem gesetzlichen Spiel ihrer Kräfte zu überlassen. Daher thut wohl zur Erreichung höherer oder grösserer Zwecke eine grössere Anzahl, oder feiner organisierte, Mittel not.[3]) Für uns kann es auch wohl scheinen, dass die Mittel unendlich viel kunstvoller konstruiert oder verwendet sind, als der ganze Zweck, der schliesslich erreicht wird, wert ist, z. B. der komplizierte Bau mancher Tiere, die für uns gar keinen Zweck haben, oder gar schädlich sind.

Die Selbständigkeit der Mittel erlaubt ihnen, sich in Wirkungen zu verlieren, die nicht direkt einen Zweck erfüllen. Lotze kann die Alternative J. B. Meyers, entweder überall zweckvolles oder zweckloses anzunehmen, nicht gelten lassen.[4]) Denn nicht immer wird es sich so glücklich in der Wirklichkeit fügen, dass alle Eigenschaften eines Dinges in die Zweckvollendung aufgehen, dass also die Mittel restlos zur Verwirklichung des Zweckes beitragen, sondern mit den zum Zweck nötigen werden Eigenschaften verbunden sein können, die von den Reizen zwar zum Wirken gezwungen, doch in Nebenwirkungen sich ergehen, die für den Zweck selbst belanglos sind. Es sind dies zufällige oder zweckwidrige Wirkungen.[5]) Oder die in Wirksamkeit getretenen Eigen-

---

[1]) Allg. Physiol. 20; Mikr. III, 609.
[2]) Allg. Physiol. 54.
[3]) Ebenda, 5 und 6.
[4]) Kl. Schr. III, 291.
[5]) Kl. Schr. I, 312; 375.

schaften sind für den Zweck selbst gleichgültig, z. B. die Farbe der erwärmenden Pelze.[1]) Auch der Begriff der Hässlichkeit ist hier leicht abzuleiten, sie entsteht, wenn die Mittel sich von der sie leitenden Zweckidee losreissen und, ohne jetzt noch ein Recht dazu zu haben, führerlos fortwirken.[2]) Dieselbe Emanzipation des ausführenden Mechanismus von dem Gebote der zwecksetzenden Idee liegt auch den Missgeburten zu Grunde. Das Grauen, das uns bei ihrem Anblicke ergreift, rührt davon her, dass hier ein Riss des Zusammengehörigen stattgefunden habe und dass unrechtmässigerweise Wechselwirkungen fortfahren sich zu vollziehen, trotzdem die Leitung fehlt, die ihnen Richtung und Ziel ihrer Thätigkeit vorzeichnet.[3]) Hässlichkeit ist insofern doch in die Zweckvollendung der Welt aufgenommen, dass sie den Gegensatz der Schönheit bildet, ohne den wir nicht zur Erkenntnis und zur Bewunderung der Schönheit gelangen würden.[4]) Schönheit ist überall da zu finden, wo die Mittel restlos in der Zweckbeziehung aufgehen, sodass jeder überflüssige Anhang vermieden ist, ohne dass jedoch der Schein der Dürftigkeit entstände, weil der Mechanismus auch für den Zweck minder wertvolle Eigenschaften von nicht unbedingter Notwendigkeit nicht ganz vermieden, sondern eine gewisse Fülle des Materials in harmonischer, sinnvoll abrundender Weise dem Ganzen angepasst hat.[5]) Alles aufbauende und stützende Reale wird von dem Sinne des Ganzen überkleidet und verklärt, so erscheint es als reiner Zweck und erfüllt den Beschauer mit der Seligkeit, welche die versöhnende Einheit von Stoff und Gedanke hervorruft.[6])

Ein weites Feld ist hiermit unserer Einbildungskraft eröffnet, sich in Ahnungen über all die Gebilde, Formen und

---

[1]) Kl. Schr. I, 377.
[2]) Ebenda 317 f.
[3]) Ebenda 182 f.
[4]) Kl. Schr. I, 318.
[5]) Kl. Schr. I, 312; Grundzüge der Ästhetik, 2. Aufl., 1888, Seite 17.
[6]) Kl. Schr. I, 304 und 313.

eigentümlichen Weisen des Lebens zu ergehen, zu welchen die Mittel je nach ihrer Beschaffenheit und Konstellation die Möglichkeit in sich tragen[1]), denn vieles kann zur Existenz gekommen sein, was einer zwecksetzenden Intelligenz gleichgültig sein könnte und vieles mag den Zugang zur Wirklichkeit nicht gefunden haben, dessen Realität eine schaffende Absicht auf das Lebhafteste gewünscht hätte.[2]) Was sehen wir nun in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Vorhandenen als Zwecke an? Zunächst die Erfolge, zu denen die Ordnung der Mittel in unsern Erfahrungskreis fiel und daher empirisch in Rücksicht auf Zwecke nachweisbar ist, z. B. beim Experiment oder bei der Herstellung uns dienlicher Gegenstände. Desgleichen, wenn wir beobachten, dass die Komplikation der thätig gewordenen Mittel zu diesem Resultate nicht befähigt sei und wir daher auf eine den Ablauf ihres Verhaltens berichtigende oder ergänzende Ursache zurückschliessen müssen.[3]) Ist dies alles nicht der Fall, so sprechen wir nur dann von Zwecken, wenn unser Gefühl einen Wert des zu stande gebrachten Erfolges unmittelbar empfindet. Stellt ein Gebilde mehr als die notwendige Folge blind wirkender Kräfte dar, das heisst, liegt in ihm ein tiefer und bedeutungsvoller Sinn, so fassen wir dasselbe als vorbedachten Zweck. Die Ursachen nehmen die höhere Bedeutung von Mitteln an, der Zweck selbst wird für uns zum Wertbegriff.[4])

Das Resultat dieser Ausführungen ist in den Worten Lotzes zusammengefasst: „Die Zweckvollendung hat drei Glieder; das erste ist der wertvolle Sinn des Gedankens, der seiner ihm nie ganz entgehenden Verwirklichung zustrebt; das zweite die Reihe der wirkenden Ursachen, die jenen Sinn vollziehen; das dritte das Reich allgemeiner Gesetze, die gleichgültig für alle Gestalt bestimmter Erfolge, nur durch

---

[1]) Kl. Schr. I, 321.
[2]) Mikr. II, 30.
[3]) Vgl. Grundzüge der Religionsphilosophie 18.
[4]) Vgl. Mikr. II, 23.

die bestimmte Anordnung der wirkenden Kräfte, die ihnen gehorchen, zu diesem Ziele einer sinnvollen Erscheinung hingelenkt werden.“[1])

Treten wir nach diesen Bestimmungen des Zweckbegriffs an die Wirklichkeit heran, um den weiteren Gang der Untersuchung im Einklang mit der Erfahrung zurückzulegen. „Das blosse Ausgehen von den Ideen verführt leicht dazu, nicht zu untersuchen, was sein muss, sondern was am schönsten wäre, wenn es wäre und die so entwickelten Glaubenssätze haben wenig Überzeugungskraft, weil sie mit den Erfahrungsthatsachen entweder nicht zusammenhängen oder gar streiten.“[2]) Daher muss die genaueste Berücksichtigung alles dessen, was die Wirklichkeit an die Hand giebt, das verständnisvolle Eingehen auf dessen eigentümliche Natur, der man nicht mit vorgefassten Meinungen nahetreten und sie vergewaltigen soll, mit der Achtung vor den höchsten Werten verbunden sein, die das Gemüt als solche empfindet. Diese letzteren treten nur als gläubige Ahnungen, als unbestimmte Sehnsucht des Gemütes auf, die jeder konkreten begrifflichen Fassung, jeder Ausmalung im Einzelnen unzugänglich sind.

Jede Behauptung über den Zweck der Welt vermag sich nur in grossen Umrissen zu halten, jeder detaillierte Ausbau ist unmöglich.[3]) Längst schon haben wir es aufgegeben die höchsten Güter ganz rein und nicht vielmehr in mancherlei einengenden Verhältnissen gebunden in der Wirklichkeit zum Ausdrucke gebracht zu sehen. Diese macht denn auch in der That nicht den Eindruck durchgehend zusammenstimmender Erfolge, von denen wir ein Recht hätten sie als Zwecke zu bezeichnen. Ein flüchtiger Überblick über die Gestalten, die der Lauf der Natur entstehen liess, lehrt uns, wie wenig

---

[1]) Kl. Schr. I, 312.

[2]) Grundzüge der Logik und Encyklopädie der Philosophie, 3. Aufl., Leipzig 1891, Seite 120.

[3]) Kl. Schr. III, 331.

restlos die Mittel in die Zwecke aufgegangen sind. Bei der Betrachtung des Weltenraumes stört uns der Gedanke an Zwecke geradezu, so dass wir ihn hier zurück weisen.[1]) Lassen sich wohl die Pflanzen in ihrer bunten Mannigfaltigkeit mit der Monotonie eines rein vegetativen Lebens als Zwecke auffassen und nicht vielmehr als Mittel für die Ernährung der Tiere, weil diese nicht verstehen aus sich heraus die für ihre Bedürfnisse nötigen Elemente der Natur zuzubereiten?[2]) Ausser wir sagen der Zweck der Pflanze sei bloss die Ausbildung ihrer Gestalt, es sei „in den anschaulichen Formen und den genetischen Beziehungen ihrer Teile zu einander der Ausdruck dessen zu suchen, was die bildende Idee in ihnen will."[3]) Dehnen wir Beseelung über alle Dinge aus, so stellen die Pflanzen Beziehungen dar, in denen sich die allgemeine geistige Regsamkeit zu bestimmten Arten, „eigentümlichen Möglichkeiten" des Genusses verdichtet.[4]) Lassen wir die Beseelung weg, so liegt in ihrem Vorhandensein ein ästhetisches Moment der Gestaltbildung „und wir können nur annehmen, dass die Idee nur versucht habe, in ästhetischen Variationen und fortschreitender Fülle und Vertiefung Formenverhältnisse zu entwickeln."[5]) In den Gestalten der Tiere, auch in der des Menschen, zweckvolles und zweckloses gemischt, in den Bewegungen so viel vorteilhaftes für die Zwecke des Lebens auf der einen, so viel Unbeholfenheit auf der anderen Seite, welche Mannigfaltigkeit der einander hemmenden und durchkreuzenden Bildungen, wie viele endlich, deren ganzes Dasein uns zwecklos und unverständlich erscheint![6])

Auch die sich uns darbietende aufsteigende Reihe der Tierwelt, von der man sagt sie sei von der Natur beabsichtigt

---

[1]) Mikr. II, 19.
[2]) Mikr. I, 106.
[3]) Allg. Physiol. 522.
[4]) Allg. Physiol. 523.
[5]) Ebenda.
[6]) Mikr. II, 18 f.

und zeige stets höhere Grade der Vollkommenheit bis zu ihrer Spitze im Menschen und seiner aufgerichteten Stellung, ist kein Beweis für das Vorhandensein von Zwecken.[1]) Denn unsere Erde ist nur ein winziger Bruchteil der gesamten Natur. Wir können nicht die bedeutungsvollen Gestalten in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, die vielleicht andere Weltkörper beleben und die unser menschliches Dasein weit überragen können. Daher können wir von Zwecken, die ein schaffender Weltgrund verfolge, immer nur mit Rücksicht auf den unendlich beschränkten Ausschnitt reden, der unserer Kenntnis offen liegt.[2])

Wenn aber auf unserer Erde das Streben nach Vervollkommnung sich auf die Erzeugung geistigen Daseins richtet, zu dem die niederen Tierstufen nur die unumgängliche Voraussetzung bilden, so kann man die Frage aufwerfen, warum denn alle weniger wertvollen Organisationen doch bestehen bleiben, trotzdem sie nach Erreichung dieses Zieles keinen angebbaren Zweck mehr haben. Wird erwidert, dass dies geschehen müsse, um den Gesamtinhalt der schaffenden Idee zum Ausdruck zu bringen, so genügt hierauf der Hinweis auf die Perioden der Geschichte, die im Strom der Zeit untergehen und nur im Gedächtnis der Nachlebenden ihre Wirklichkeit besitzen. Und nicht bloss für die Entwicklung eines einzigen, sondern auch für die grössere, wenn auch immerhin beschränkte Zahl der Gestalttypen, die wir überall in der Natur festgehalten finden[3]), hat die mechanische Ansicht überdies einen hinreichenden Erklärungsgrund. Es sind durchaus nicht geometrische Proportionen von Mittelpunkt, Umkreis, Parallelismus, Polarität, die Lotze als den Zweck gelten lässt, den die Natur bei dem Zustandekommen der Gestalten habe erreichen wollen, denn ein solcher Zweck sei zu unbedeutend, ja sinnlos.[4]) Umgekehrt vielmehr ruft der Wert,

---

[1]) Mikr. II, 60 ff.; Allg. Physiol. 506 ff.
[2]) Mikr. II, 61 f.
[3]) Mikr. II, 67,
[4]) Mikr. II, 64, 70.

den die einzelnen Glieder für die Lebensverrichtungen haben, die Gestalt hervor, die imstande ist, dieser ihrer Bedeutung zu dienen. Als einen der hauptsächlichsten Irrtümer, dessen Beseitigung ihm am meisten am Herzen liege, bezeichnet Lotze die Verehrung toter Formen, das Spielen mit Entwicklung, über welchen Äusserlichkeiten die wahren Werte des Lebens, das Glück und der Genuss des Daseins, die Freude und das leidenschaftliche Ringen und Kämpfen völlig aus den Augen verloren werden.[1]) Suchen wir deshalb nicht mehr in solchen an sich leeren Raumformen den Grund jener Gestalttypen, sondern vielmehr in dem Inhalte dessen, was im Raume sich gestalten soll, die Ursache für die Festhaltung typischer Gewohnheiten des Bildens.[2])

Schon deshalb wird die Gestalt der Tiere keine allzu grossen Unterschiede aufweisen, weil der Organismus aller aus denselben Elementen besteht, wohl weil gerade deren eigentümliche Verbindungsweisen allein imstande waren, lebendige Formen hervorzubringen und zu erhalten. Daher ergeben die Bedingungen der Erde von vornherein einen bestimmten chemischen Typus der Bildung.[3])

Weiterhin ist die Körperform bedingt durch die Stoffe, welche die Tiere zu ihrem Lebensunterhalte nötig haben. Diese Stoffe sind überall dieselben, können daher auch stets nur in analoger Weise dem tierischen Organismus assimiliert werden, woraus die überall gleiche Zersetzlichkeit der damit betrauten Gewebe, sowie die im Wesentlichen gleichen Funktionen und Organbildungen hervorgehen. Hieraus resultiert ein in den hervorragendsten Zügen gleichartiger ökonomischer Typus.

Überall sind Organe der Verdauung, des Säftekreislaufes der Gallen- und Harnbildung nötig und damit ist schon ein beträchtlicher Teil der Gestalt festgestellt. Denn wenn dazu noch die Organe kommen, die bestimmt sind, den wirklichen

---

[1]) Mikr. III, 621.

[2]) Mikr. II, 66 ff.

[3]) Vgl. ausser dem Mikr. Grundzüge der Naturphilosophie 85 ff.

Zwecken des Lebens zu dienen, z. B. die der Bewegung und der sinnlichen Anschauung, im Gegensatze zu den obigen lediglich als Mittel verwendeten, so müssen sie sich diesen, so gut es gehen mag, anzuschliessen versuchen. Damit ist denn zuletzt der morphotische Typus gegeben nur „als die nach mechanischer Möglichkeit übrig bleibende Gestaltungsweise, nicht als das von Anfang an feststehende Formideal, dessen eigene Bedeutsamkeit zu realisieren war.“ [1])

Den Platz einer Stufenreihe der Tiere hat eine „freie Mannigfaltigkeit der Bildungen“ [2]) eingenommen. Die Bedeutung jedes Tieres liegt nicht in seiner Gestalt, welche die Stufe der Vollkommenheit bestimmte, sondern in dem Genusse, mit dem es die eigentümliche Lage, in der es sich befindet, auszukosten versteht. „So viele verschiedene Lagen der Dinge, so viele eigentümliche Kombinationen der Umstände, so viele verschiedene Schauplätze des Wohnens und sich Regens die Oberfläche der Erde in ihren Höhen und Tiefen, in dem Luftkreise, dem Flüssigen und Festen darbietet, soviel Aufforderungen gab es für die schaffende Vernunft, Wesen zu erzeugen, deren jedes durch die Eigentümlichkeit seiner Organisation befähigt wäre, sich einer dieser Lagen anzuschmiegen, sich in ihr als seinem Lebenshorizont einzurichten, alles, was sie an Anregungen zur Empfindung und zur eigenen Thätigkeit darbietet, auszukosten und zu einem völlig charakteristischen inneren Dasein des Genusses und der Phantasie zu verwerten.“ [3])

Allerdings ergiebt sich auch hier wieder ungesucht ein Gradunterschied. Aber jetzt wird die Grösse des Wertes einer Organisation durch das Mass geistiger Regsamkeit bestimmt, mit der sie sowohl ihre Beziehungen zur Aussenwelt zu erfassen und zu geniessen, als auch die feinen Empfindungen seines eigenen Innern am klarsten zum Ausdruck zu bringen vermag. „Die Skala, nach der wir die Höhe der

---

[1]) Mikr. II, 68; vgl. auch 96 f.
[2]) Mikr. II, 69.
[3]) Mikr. II, 63; Kl. Schr. III, 292.

Zwecke messen, kann in nichts anderem bestehen, als in der Mannigfaltigkeit und Feinheit der Empfindungswelt, in dem Grade der Freiheit und Gelenkigkeit der Bewegungen, in der Widerstandskraft und Biegsamkeit des Körpers gegen äussere Einflüsse, in der Fülle der ästhetischen Schönheit und Bedeutsamkeit, die die Gestalten der Individuen entwickelt, oder die die gegenseitigen Verhältnisse mit sich bringen, in die sie das Lebensgesetz ihrer Gattung eintreten lässt.“[1]) Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, dass in jeder dieser Beziehungen die Gestalt des Menschen den Vorzug vor allen Tieren verdient und damit den höchsten Zweck der irdischen Natur realisiert.[2])

Die Betrachtung alles Gegebenen in Rücksicht auf Zweckvollendung können wir auch hier mit dem Worte Lotzes beschliessen: „Wollen wir den unmittelbaren, noch durch keine Schulansicht umgestalteten Eindruck der Natur aussprechen, so können wir nur sagen, dass vieles zwar zweckmässig in sich übereinstimmt, ohne dass sein Dasein überhaupt eine besondere Bedeutung zu besitzen scheint, und dass umgekehrt nicht alles, was uns als mögliches Ziel einer zwecksetzenden Absicht erscheinen könnte, verwirklicht ist.“[3])

Da die Erfahrung nicht eine hinlängliche Zahl von Daten liefert, aus denen sich die Aufnahme alles Geschehens in Zweckvollendungen ergäbe, so ist ein schlusskräftiger Beweis dafür, dass alles Absichtslose ausgeschlossen und alles Vorhandene aus dem Walten einer zwecksetzenden Intelligenz fliesse, ja dass es überhaupt einen schöpferischen Weltgrund gebe, nicht zu erbringen.[4]) Die erste Stiftung, das Zusammenführen der, ohne Rücksicht auf Werte wirkenden Mittel in für den Zweck günstige Beziehungen, liegt ausserhalb der Möglichkeit unserer Erkenntnis. So, wie er vorliegt, hätte sich, wie wir sehen werden, der Naturlauf auch dann ergeben

---

[1]) Allg. Physiol. 517 ff.; 521.

[2]) Ebenda 522.

[3]) Mikr. II, 31; vgl. Mikr. III, 334, 558; Grundzüge der Religionsphilosophie 22; Allg. Physiol. 55.

[4]) Mikr. III, 557 ff.; Grundzüge der Religionsphilosophie 15 ff.

können, wenn nicht eine ordnende und leitende Hand, sondern der Zufall die Ursachen verknüpft hätte.

Da die Natur nun einmal durchaus nicht nur zweckvolles, sondern auch gleichgültiges, zweckloses und uns für den Ausdruck eines sinnvollen Gedankens unerklärbares bietet, was leicht aus der Beschaffenheit der Mittel erklärt wurde, so muss eine zwecksetzende Weisheit oder gar die Einheit einer höchsten Idee völlig dahingestellt und zweifelhaft, wenn auch, wie weiter unten gezeigt werden wird, wahrscheinlich bleiben. Die wirklich vorhandenen sinn- und zweckvollen Bildungen, meint Lotze, mögen wohl den Glauben an eine schöpferische Intelligenz dem stärken, der ihn bereits hat, und ihm die Hoffnung verleihen, dass sich in ihr alles, was uns als feindlich oder gegensätzlich erscheint, in Harmonie und Versöhnung auflösen möge, dem Ungläubigen dagegen sind sie aus der Arbeit der Mittel völlig und für seinen Standpunkt befriedigend erklärt. Für sich allein genommen führen die sinnvollen Gestalten zu einem Polytheismus der Ursprünge und der Annahme einer distriktiv verteilten Herrschaft verschiedener Götter.

Sodann muss uns so scheinen, dass die schöpferische Weisheit bei der Verfolgung ihrer Absichten durch die Seitenverbreitungen der Mittel in Zufälligkeiten und Missgeburten empfindliche Einbussen ihrer Allmacht erleide, da sie ausser stande ist, solch schädlichen Nebenwirkungen Einhalt zu thun. Unverständlich ist auch die Einheit, in die bei Gott Vorsatz und Ausführung zusammenfallen. Bei dem Versuche uns Gott vorstellbar zu machen, sagen wir die Negation alles endlichen, menschlichen Seins und Verhaltens von ihm aus, damit aber ergiebt sich die uns unfassbare Identität von Mittel und Zweck.

Eine vierte Forderung bleibt ebenso unerfüllt. Ungeschlichtet ist und bleibt der Streit, was als höchster Weltzweck anzusehen und zu verehren sei, wenn wir auch mit Lotze auf das Lebhafteste fühlen mögen, dass die Tiefe seines Inhaltes sich nur in den wertvollen Gedanken der Heiligkeit, Güte und Schönheit erschöpfen könne. Fallen in ihm aber

Mittel und Absicht zusammen, so bleibt unserer Erkenntnis für immer verschlossen, wie es zugehe, dass diese für uns doch widerspruchsvolle Welt der restlose Ausdruck dieses höchsten Sinnes, dieser höchsten Werte sein könne. Immer wird unsere Einsicht in dieser Frage daran zerschellen, in welcher Weise das Verhältnis des obersten Weltprinzips zur Formenwelt zu denken sei, immer erscheint uns diese in ihrer mannigfaltigen und ursprünglichen Selbständigkeit nur als ein äusserlicher, zusammenhangloser Anhang zu dessen Gedanken, und anstatt einer schöpferisch thätigen, zwecksetzenden Idee liefert uns der teleologische Beweis vom Dasein eines Gottes eher einen Ordner schon vorhandener realer Existenzen.[1])

Das Ergebnis der bisherigen Ausführungen lässt den Zweck als auf schwankender Grundlage beruhend erscheinen. Es lehrt verstehen, wie man die Frage aufwerfen und verneinen konnte, ob es überhaupt Zwecke in der Welt gebe, ob nicht vielmehr am Ende doch alles aus dem Zufall entstanden sei, das heisst sich notwendig aus den Kombinationen der Mittel entwickeln musste, in deren Schosse der Keim eines wertvollen Gedankens begründet war, die aber nur der Zufall in diese so geordnete Stellung gebracht hatte. Denn nicht allein in der Natur, auch im Leben der Einzelnen, wie in der zusammenhängenden Entwicklung, die wir Geschichte nennen, wie schwer, ja oft wie unmöglich ist nicht der Versuch direkte Pläne aufzuweisen, deren Direktive die Dinge und Ereignisse willig folgten![2]) Eine den Mechanismus in äusserlichem, beschränktem Sinne auffassende Naturwissenschaft ist daher bis zur Leugnung aller Zwecke in der Welt vorgeschritten. Die Angriffe dieser gegen alle Teleologie polemisierenden Auffassung richten sich auf zwei Punkte: Beseitigung einer zwecksetzenden Intelligenz, erstens aus der ursprünglichen Anordnung der Weltelemente, zweitens aus

[1]) Mikr. III, 559.
[2]) Vgl. hierüber Mikr. II, 17 ff.; 446 ff.

der fortgehenden Erhaltung des einmal wirksam gewordenen Gegebenen. Danach giebt es also keine Schöpfung und Erhaltung der Welt durch die Gottheit, sondern vom Zufall zusammengeführt, haben sich die von Ewigkeit her seienden Elemente zu den sinnvollen Gestalten entwickelt, die wir vor uns sehen.

Zunächst schränkt die Polemik die Geltung des Zweckbegriffs in die ihm gebührenden Grenzen ein mit dem Hinweise, dass es eine ungerechtfertigte Verallgemeinerung sei, die wenigen Momente von Zweckmässigkeit, welche die Natur biete, bis zur Annahme einer durchgehenden Harmonie alles Seins zu erweitern.[1]) Der Glaube an Zwecke idealisiere zu sehr, indem er nur das Gute und Schöne an allem hervorhebe, alles Schlechte und Grauenhafte aber unberücksichtigt lasse. Daher gefällt sich dieser Einwurf darin, die Grausamkeiten des Tier- und Menschenlebens, die körperlichen und moralischen Gebrechen, kurz, alles Schlechte geflissentlich hervorzuheben. Die teleologische Ansicht muss zugeben, dass in der That der Gedanke an Zweckveranstaltungen sich nur durch einige wenige thatsächlich vorhandene Züge rechtfertigen lasse, dass aber bei wachsendem Eingehen auf das Einzelne Zwecke immer mehr in den Hintergrund treten und sich endlich verlieren, da das Gebiet des Zufalles fortwährend zunimmt. Es ist hoffnungslos für „jedes Geschöpf, jedes Ereignis, jeden einzelnen Zug des Geschehens“[2]) Zwecke nachweisen zu wollen, denn weder lässt sich der Wert des Zustandegebrachten einsehen, noch die spezifische Art und Weise des Hervorbringens als unentbehrlich darthun.[3]) Nur im Grossen und Ganzen kann deshalb der Zweckbegriff bei der verständnisvollen Auffassung des Gegebenen seine Verwendung finden.[4]) „Auch die lenken in der Erklärung des Einzelnen

---

[1]) Mikr. II, 18; I, 424.

[2]) Mikr. II, 19.

[3]) Mikr. II, 20.

[4]) Kl. Schr. I, 151 f.; Allg. Psysiol. 55, Grundzüge der Religionsphilosophie 22.

immer ein auf den mechanischen Weg, denen im ganzen und grossen die Herrschaft einer zweckmässig wirkenden Macht ausser Frage steht.“[1])

Ist dies ein erstes Korrektiv, das der Zweckbegriff der mechanischen Auffassung zu verdanken hat, so dient auch die weitergehende Polemik gegen die Teleologie dazu, weitere Aufklärung über ihre Geltung, sowie die Richtung, in der ihr Dasein liegt, zu verbreiten. Indem wir Schritt für Schritt den Einwänden folgen, wird sich erweisen, welche Möglichkeit dem Zweckbegriff innerhalb der Naturwissenschaft offen steht.

Als die konstituierenden Faktoren jedes Geschehens, als die letzten Bestandteile aller, auch der kompliziertesten Erscheinungen sieht die Naturwissenschaft Elemente an, einzelne individuelle Punkte, die sich jeder sinnlichen Wahrnehmung entziehen.[2]) Ihre Annahme ist, das Gebiet der Erfahrung überschreitend lediglich eine Hypothese, die aber zur Erklärung der Thatsachen fruchtbare Gesichtspunkte beibringt.[3]) Alles Werden und Sein beruht auf den gegenseitigen Beziehungen dieser Elemente, die immer vorhanden sind — Lotze setzt Beziehunglosigkeit dem Nichtsein gleich — und auf ihrer Beschaffenheit, die um einem Gesetzkreise gehorchen zu können, vergleichbar sein muss bei allen. Jede Veränderung bei einem Atome besteht darin, dass es, auf einen Reiz hin, eine geschlossene Reihe von Formen aus sich heraussetzt, die im Sinne seiner ursprünglichen Natur liegt und sich auch in ihren Grenzen hält, somit nicht in eine andere übergeht. Nach Durchlaufung jeder Reihe wird jedes Element intakt zu seiner ursprünglichen Natur zurückkehren und sich niemals in eine andere verwandeln.[4]) Diese Integrität ermöglicht eine streng berechnende Wissenschaft, die „jede

---

[1]) Mikr. I, 423.

[2]) Über die Elemente, Mikr. I, 35 ff.

[3]) Mikr. I, 37.

[4]) Grundzüge der Metaphysik, 2. Aufl., 1887, Seite 35: der Naturphilosophie, 2. Aufl., 1889, Seite 32.

Entstehung eines neuen, jede Erhaltung eines früheren Zustandes aus dem gegenseitigen Verkehr vieler einzelner individueller Punkte herleitet.“[1]) Entwickelt sich ein Erfolg aus einer grösseren Anzahl von Elementen, so stellt er die Summe aller Wechselwirkungen dar, die sich zwischen den einzelnen vollzogen. Er kann um so erstaunlicher sein, durch je mehr Zwischenglieder der Anstoss sich fortpflanzt und unterwegs vielfach verändert.[2]) Den Atomen fehlt jede räumliche Ausdehnung, die Raumanschauung schaffen wir, indem wir die intellektuellen Verhältnisse der Elemente in das Bild einer körperlichen Welt übersetzen. Der Anschein der Materialität wird hervorgebracht durch den Umkreis von Kraft, den die Atome beherrschen, ohne ihn materiell einzunehmen.[3]) Alle Kraft ist die äussere Erscheinungsweise der Natur der Elemente. Sie bethätigt sich erst im Augenblicke der Wirkung und es ist eine ungenaue Bezeichnung, dass sie denselben beständig anhafte.[4]) Die Unzerstörbarkeit und Unverminderbarkeit der Kräfte, sowie die Unveränderlichkeit der Atome lassen die Natur als in ihren wesentlichen Zügen sich gleich bleibend erscheinen.[5])

Die Polemik gegen den Zweckbegriff setzt nun damit ein, die erste Anordnung des Gegebenen in beliebiger Weise verbunden vorauszusetzen. Sie giebt selbst zu, dass der Begriff eines Chaos, das heisst, alles regellos in unbestimmter Weise durcheinandergewürfelt, völlig unmöglich sei, da immer eine Gesamtlage mit Ausschluss aller übrigen stattgefunden haben muss.[6]) Sei immerhin die Ordnung im Anfange vernünftig oder unvernünftig gewesen, jedenfalls hat sie in einer Art stattgefunden, dass die jetzt vorliegende Welt sich aus ihr entwickeln konnte, ja musste.[7]) Selbst dies zugestanden,

---

[1]) Mikr. I, 35.
[2]) Metaphysik von 1884, Seite 446.
[3]) Mikr. I, 399 ff.
[4]) Grundzüge der Metaphysik 76.
[5]) Mikr. I, 46.
[6]) Mikr. II, 32; Grundzüge der Religionsphilosophie 20.
[7]) Mikr. II, 4 f.

dass die Natur sich zu einer Einheit zusammengefunden und geschlossen hat, so war auch deren Zustandekommen durchaus bedingt, sie ist eine gewordene, hat als solche eine Geschichte und wird dadurch durchaus nicht schlechter, wie ein Vergleich auf die Entstehung der sittlichen Begriffe zeigt, die, obwohl erst allmählich ausgebildet, deshalb doch nichts an der Majestät ihrer Verpflichtung verlieren.[1]) Allerdings besass die ursprüngliche Lage der Elemente diese Einheit nicht. Lotze giebt zu, dass ohne irgend eine zwecksetzende Intelligenz sowohl bei der Stiftung, als auch bei der weiteren Entwicklung, diese Welt, wie sie ist, gemischt aus zweckmässigem und zwecklosem, durch das blosse Spiel der Atome durchaus möglich ist. „Es ist möglich, die erste gegenseitige Stellung der Elemente in der Welt sich als so gewesen zu denken, dass jede spätere Harmonie, Schönheit und Zweckmässigkeit des Wirklichen als eine notwendige Zukunft in ihr eingeschlossen lag.“[2]) Was sich bei der Komplikation der Elemente als unhaltbar erwies, weil es keine Lage zu andern hatte, die sein Fortbestehen ermöglichte, das konnte zwar den Versuch machen, seine Existenz durchzusetzen, musste aber wegen seiner inneren Unhaltbarkeit zu Grunde gehen.[3])

Man hat daher die Behauptung aufgestellt, dass der Zweckbegriff sich mit der Möglichkeit, überhaupt da zu sein, identifiziere. Alles, was ist, ist zweckmässig in sich selbst, weil die Verknüpfung der Elemente ihm die Existenz gestattet. Aber eine solche „einheimische Zweckmässigkeit“[4]) würde jeder Welt, die überhaupt bestände, zukommen müssen, denn sonst wäre sie nicht, und immer würden wir in der Welt, sähe sie auch ganz anders aus, irgend einen Wert, irgend einen Sinn zu finden wissen. Wir schätzen dann den Zweck nicht nach den vergleichenden Beziehungen, in denen

---

[1]) Mikr. II, 41.

[2]) Mikr. II, 4; I, 424; III, 557; Kl. Schr. I, 375; Grundzüge der Religionsphilosophie 19.

[3]) Kl. Schr. I, 374; Mikr. I, 424 f.

[4]) Mikr. II, 20 ff.

ein Wesen zum andern stände, sondern müssten alles als zweckvoll annehmen, als blosses Resultat der Ursachen, das Gesunde so gut wie das Kranke, die harmonischen Gebilde von vollendeter Rhythmik der Linien bis zu den Verzerrungen missgestalteter Formen. Der Bucklige, meint Lotze, wäre bei solcher Annahme nicht einmal vor dem traurigen Witzworte geschützt, dass er für einen Buckligen vollkommen zweckvoll gebildet sei.[1])

Es wurde bereits angedeutet, dass unter der Herrschaft eines sich selbst regelnden Mechanismus[2]) selbst so komplizierte und auf ein Ziel hin zusammenstimmende Bildungen, wie die organischen, stets ohne schaffende Intelligenz möglich bleiben. Wir wissen, wie sich aus den allereinfachsten Gebilden, unter dem Zuströmen äusserer Einflüsse gar vielgestaltiges entwickeln kann[3]) und können sagen, wo eine Vielheit von Teilen sich zu einem harmonischen Ganzen verbunden hat, in dem sie durch allseitiges Gleichgewicht zur Ruhe gekommen ist, da ist ein Organismus, mit der Befähigung sich zu erhalten, zu stande gebracht.[4]) Denn kein einziges Element wurde zu Gunsten anderer, die bessere Erfolge zu erzielen imstande gewesen wären, von dem Versuche mit andern in Wechselwirkung zu treten, ausgeschlossen.[5]) Zu den oben angeführten Bedingungen der Gestaltbildung kommt hier die des Anfangszustandes der Elemente hinzu. Die Ungeheuer, die eine vorgeschichtliche Periode der Erdentwicklung erzeugte, sind wohl Produkte von Elementenverbindungen gewesen, die das ihnen zusagende Verhältnis gegen einander nicht gefunden hatten; ihr Untergang war daher unvermeidlich.

In hinlänglicher Festigkeit steht uns jetzt der Naturlauf geschlossen gegenüber[6]) und nur mit Hülfe der Phantasie

---

[1]) Mikr. II, 22; vgl. Grundzüge der Religionsphilosophie 17.
[2]) Mikr. II, 27.
[3]) Ebenda 26.
[4]) Mikr. II, 39.
[5]) Mikr. II, 26, 31.
[6]) Mikr. II, 42.

mögen wir den Versuch wagen hieraus auf die ersten Verknüpfungen und die sich aus ihnen ergebenden Möglichkeiten zurückzuschliessen. Wissenschaftlich sind diese Deutungen nicht zu verwenden. Geben wir uns ihnen aber einmal hin, so ist zu bedenken, dass die Natur doch immer noch erfindungsreicher sein könnte als unsere Einbildungskraft und wohl imstande wäre, uns mit Gebilden zu überraschen, auf die wir in den kühnsten Ahnungen niemals verfallen wären.[1]) Erklärt sich die durchgehende Gleichartigkeit in den Hauptumrissen der Gestalten auch aus der einigermassen gleichartigen Konstellation der Elemente, wer mag dann die Ansätze auch nur im Grossen überschlagen wollen, welche die Naturelemente in ihrem Bestreben, Gebilde zu schaffen, versuchten, die missglückten Resultate, die sich aus minder glücklichen Anordnungen ergeben mochten? Gewiss hat doch vieles, was unser Gemüt auf das Lebendigste in seiner Bedeutsamkeit ergreift, keine Existenz gefunden und wir stehen ratlos da mit dem Glauben, dass ein schaffender Weltgrund verpflichtet sei, dies alles nicht bloss als Abstraktum unseres Denkens, sonst aber von keiner Wirklichkeit, bestehen zu lassen.[2])

Giebt Lotze die Möglichkeit des jetzigens Aussehens der Natur ohne zwecksetzende Idee zu, so wendet er sich doch von darwinischen Anschauungen durchaus ab und widerlegt sie in der schlagendsten Weise.[3]) Denn hinter deren Erklärungsversuchen steht die Absicht jede zwecksetzende Intelligenz aus Schöpfung und Erhaltung der Welt zu verbannen und die vorhandenen Typen aus einem Urorganismus abzuleiten. Wir sahen, Lotze erkennt die Geltung der mechanischen Ansichten an, er meint selbst,[4]) da er zu jedem Zwecke einen ausführenden Mechanismus für notwendig erachte, so stehe er ihnen näher als abstrakt ideale Meinungen, die sich über den Vermittlungsprozess hinwegsetzen, aber er sucht scharf die

[1]) Mikr. II, 73.
[2]) Mikr. II, 30.
[3]) Grundzüge der Naturphilosophie 91 ff, 95.
[4]) Allg. Physiol. 550.

Grenzen ihrer Berechtigung, den Umfang ihrer Kompetenz abzustecken. Die Behauptung Darwins von der Neigung zur Variation wird durch die Erfahrung nicht belegt, da die Typen nicht veränderlich, sondern feststehend sind. Veränderungen gehen nur innerhalb eines beschränkten Gebietes vor sich, sind auch nicht von langer Dauer und führen niemals aus einer in eine andere Spezies hinüber. Ebenso undenkbar ist eine Variation, ohne alle bestimmte Richtung, weil es richtungslose Bewegungen nicht giebt. Ist aber unter Variation nur Möglichkeit, Fähigkeit zu ihr zu verstehen, so bedeutet dies so lange gar nichts, so lange ihr nicht eine bestimmte äussere Ursache zur Wirklichkeit verhilft. Der Neigung zu variieren widerstehen auch die festen Verbindungen der übrigen Elemente, so dass sie nur von einem äusseren Reiz zu stande gebracht werden kann und auch von diesem nur in so weit, als er nicht Bestandteile ergreift, deren Integrität für das Fortbestehen des Ganzen unentbehrlich ist.

Steht der Begriff der Variation an sich schon auf sehr schwanken Füssen, so noch mehr die Behauptung, dass sie sich zu vererben suche. Denn wenn einzelne Teile mit Erlaubnis des Ganzen variieren konnten, weil sie unabhängig genug von ihm waren, ist es wahrscheinlich, dass dann ein so nebensächlicher Vorgang mit einem minder wichtigen Resultate sich auf einmal zu solcher Bedeutung aufzuschwingen vermag, dass das Ganze, unter dem Eindrucke seiner Rückwirkung, ihn für wichtig genug hält auch noch zu vererben? Nur das kann sich vererben, was anfänglich mit unbestimmtem Werte in den Plan des Ganzen aufgenommen, jetzt einen ganz bestimmten Wert erhalten hat, mit dem es in die Wechselwirkung eintritt. Doch notwendig ist das auch nicht.

Von der Behauptung, dass die Arten im Kampfe ums Dasein zu ihrer eigentümlichen Gestalt gekommen seien, ist nur so viel richtig, dass nur solche schon bestehende Variationen ein Übergewicht über andere erhalten können, die sich der momentanen Lage am besten anzubequemen wissen, sie erklärt aber nicht das Zustandekommen der Bildungen selbst. Ausserdem ergiebt sich hier ein klaffender Widerspruch mit

der Lehre von der zufälligen Variation. Denn um sich anpassen zu können, sind äussere Einflüsse allein nicht zureichend, wenn der Grund dazu nicht im Organismus selbst liegt als ein prämeditiertes Entwicklungsgesetz. Das aber ist das Gegenteil der zufälligen Variation.

Hiermit abgewiesen, konnte nur noch von einer Entwicklung der Tiere auseinander die Rede sein, die streng gesetzlich vor sich geht und in der für Zufälligkeiten kein Platz ist. Diese Ansicht ist in sofern unwahrscheinlich, weil dann ein organisches Protoplasma entweder nur an einem Punkte der Erde oder an vielen Punkten zu gleicher Zeit entstanden sein und auch fernerhin die Entwicklungen stets zu gleichen Zeiten parallel mit einander erfolgt sein müssten.

Damit ist für Lotze der Darwinismus abgethan; er hält sich an verschiedene, feststehende Typen, deren Entstehung freilich ganz ausserhalb unserer empirischen Kenntnis fällt und in deren Ausmalung sich nur die Phantasie ergehen mag.[1])

Da sich die Natur ohne Zwecke unseren Augen ebenso darstellen würde, wie sie ist, so haben dies, von Darwin abgesehen, viele für einen zureichenden Grund angesehen, den Zweckbegriff überhaupt fallen zu lassen. Es widersteht nicht, sondern entspricht sogar durchaus einem Bedürfnis unseres Geistes, dass ein gesetzlicher Zusammenhang stattfinde, in dem einem jeden das Urteil gesprochen wird nach einem Rechte, das für alle gilt.[2]) Ausnahmslos dem Mechanismus unterworfen, würde die Natur uns schliesslich doch zufrieden stellen,[3]) da es das Bestreben unseres Geistes ist, in allen Dingen Ordnung zu suchen, das Zerstreute zusammenzufassen und unter einheitliche Gesichtspunkte zu bringen. Auch vom Standpunkte des logischen Denkens lässt sich gegen eine solche Ansicht erhebliches nicht beibringen; da sie keine bestimmteren Widersprüche in sich schliesst, kann sich die

[1]) Mikr. II, 111 ff., 63 f.; Metaphysik von 84, 466; Kl. Schr. I, 148.
[2]) Kl. Schr. I, 141.
[3]) Mikr. III, 11.

Logik mit einer Welt ohne Zweck wohl abfinden.[1]) So war es z. B. für Herbart zwar unzulässig, aber doch kein Widerspruch, eine Welt anzunehmen, in der es keine Zwecke gebe.[2])

Ferner liegt es gar nicht in dem Gedanken des Mechanismus, die Thatsache eines sittlichen Gebotes in uns hinweg zu disputieren, oder gar alles Edlere, das ein Mensch empfinden kann, als Täuschung hinzustellen. Er erkennt das an, wenn er auch keine ausreichende Erklärung dafür zu geben vermag.[3])

Endlich vermag das Gemüt einer solchen Anschauung immer noch einige Teilnahme abzugewinnen. Wie oft ist nicht der Glaube an ein ewiges Sichselbstentwickeln einer unbewussten, träumerisch schaffenden Vernunft dichterisch gefeiert worden![4]) Aber diese pantheistischen Ergüsse sind für Lotze keine Erklärungen, sondern nur eine Aussprache der Rätsel.[5])

Aber eine Weltanschauung, die den Zweckbegriff eliminiert hat, ist durchaus ungenügend, und in dieser beschränkten Weise aufgefasst, ist der Mechanismus für eine abschliessende Weltansicht nicht zu verwenden, da er jeden Versuch einer Erklärung oder Rechtfertigung der bestehenden Wirklichkeit, des All und des Menschen, vermissen lässt. Aristoteles hat das „Sich-Wundern" den Anfang allen Philosophierens geheissen und sicher hat er damit nicht sagen wollen, es sei das blosse Staunen über die Existenz einer Aussenwelt, sondern die Verwunderung sowohl über den Sinn und Zweck des einzelnen Gegebenen, als auch über den Zusammenhang, mit dem dieses Einzelne sich in ein grösseres Ganze zu abgerundeter, sinnvoller Harmonie einfügt. Die Erkenntnis eines jeden sucht sich nicht allein klar zu werden über die Art und Weise des Zustandekommens der Dinge, der

---

[1]) Allg. Physiol. 18.
[2]) Kl. Schr. I, 112.
[3]) Mikr. II, 44.
[4]) Streitschriften 70.
[5]) Mikr. II, 12.

Verknüpfung ihrer Teile, des Zweckes, zu dem sie sich gebrauchen lassen, sondern darüber hinaus strebt unsere Vernunft zu einem endlichen Abschluss aller Dinge, zur Beantwortung nach Sinn und Bedeutung des Weltganzen fort. Mechanismus und Teleologie kann man daher bei der Betrachtung dieser höchsten Fragen nicht mehr neben einander hergehen lassen, beide sind als aus einer Wurzel entspringend darzustellen.[1]) „Auf die letzten und tiefsten Gründe in dem Wesen der Dinge zurückzugehen, jede Unklarheit der Erscheinungen, die uns belästigt, aus den ursprünglichen Gesetzen alles Wirkens in der Welt und aus dem vernünftigen Sinne des Planes aufzuklären, der die einzelnen Ereignisse zu der Ordnung eines bedeutungsvollen Ganzen zusammenfasst: Diese ideale Aufgabe möchten wir weder dem begeisterten Streben verkümmern, das immer wieder zu ihrer Lösung zurückkehrt, noch möchten wir sie der Unempfänglichkeit gegenüber, die sich geringschätzend von ihr abwendet, für minder wertvoll anerkennen, als sie ist.“[2])

An dem Punkte, wo die Erkenntnis den Menschen bei diesem Bestreben verlässt, an der Schranke des sinnlich Wahrnehmbaren, das ihr allein allen Inhalt bietet, da nimmt die Sehnsucht des Gemütes[3]) ihn auf ihre Arme und trägt ihn hinüber über die Kluft, wo sich die Spuren der Wirklichkeit in das Gebiet des Übersinnlichen verlieren. Denn unbefriedigt von der Welt, die unserer Erfahrung offen liegt, verlangt unsere Sehnsucht den Zusammenhang wenigstens zu ahnen, der sie mit dem Unendlichen verbindet. Unwiderstehlich ist dieser Drang in allem Sein und Geschehen Sinn und Zweck teilnahmsvoll aufzusuchen und all das, was sich uns als gemütlich wertvoll darbietet, auszukosten. Was nur immer die Erkenntnis zergliedernd sich aneignet und erforscht, auf allen Gebieten des Wissens, das begleitet das Gemüt in der ihm eigentümlichen Weise seines Verhaltens. Was es hierbei

---

[1]) Kl. Schr. I, 315; Mikr. II, 9.
[2]) Mikr. I, 301; Kl. Schr. I, 111.
[3]) Mikr. II, 59.

unmittelbar als wertvoll empfindet,[1]) was sich ihm als von unvergleichlicher Bedeutung aufdrängt, das pflegt es als Zweck zu fassen, um dessenwillen anderes vorhanden sei. Dabei ist seine Teilnahme verschieden und der Grad der Zwecke, der sich ergeben mag, hängt von der Höhe der empfundenen Werte ab. Selbst dann sogar, wenn die Ergebnisse der Forschung es belehrten, dass die Summe des Vorhandenen oder seine Verfahrungsweisen diesen Wertempfindungen widersprächen, wird es diesen Widerspruch nur als im Einzelnen vorhanden gelten lassen, seine endliche Auflösung aber und den einheitlichen Grund alles sich uns als getrennt oder entgegengesetzt darbietenden in die Regionen verlegen, wohin der Verstand nicht zu folgen vermag und so den Glauben an die Versöhnung und Einheit alles Seins, als seine „festeste Überzeugung“ [2]) festhalten und niemals sich rauben lassen. Ein Mechanismus, der nichts bedeutsames anerkennt, erscheint dem Gemüte unsäglich öde und kalt, jedes wärmere Gefühl sträubt sich gegen eine Ansicht, die nur den herzlosen und unerbittlichen Zusammenhang blindwirkender Ursachen kennt, die sich rücksichtslos vollziehen, ohne für den Wert des Erreichten empfänglich zu sein und die der Zufall zusammenführte.[3]) Wir sehen die Natur nicht an als das blinde Spiel von Kräften, über die starre Gesetze herrschen, denen der Zufall die Anwendungspunkte ihrer Geltung verschafft, woraus dann Gebilde entstehen, „die sich so ausnehmen, als läge Sinn in ihnen“,[4]) sondern wir empfinden sie als Einheit,[5]) wir sprechen von einem Reiche der Natur und des Lebendigen,[5]) das, wenn auch nicht jedes einzelne Bedürfnis zweckmässig befriedigt, doch „Zusammenhang in sich selbst“ [6]) besitzt, ein „Haushalt grossen Styles“ [7]) ist.

---

[1]) Kl. Schr. III, 204.
[2]) Mikr. I, 447.
[3]) Mikr. I, 28, 387; II, 465.
[4]) Mikr. II, 9.
[5]) Mikr. II, 2, 3, 53; III, 334.
[6]) Mikr. II, 16, 18.
[7]) Streitschriften 55.

Die Anschauungen, die wir uns über die Natur bilden, bestimmen auch die Meinung, die wir über den Zweck und die Bestimmung des Menschenlebens haben,[1]) denn den Hauptbeitrag zu jeder Weltanschauung liefert weniger die wissenschaftliche Erkenntnis, als das Gemüt.[2]) Sind wir Menschen bloss vergängliche Produkte der Natur, rettungslos verstrickt in einen gesetzlich ablaufenden Mechanismus, so lange nur mit Leben und Bewusstsein begabt, als es die Elemente gestatten, die den Körper konstituieren, daher nur imstande, Zwecke und Ziele innerhalb der Grenzen dieses Lebens zu stellen und zu erreichen, so fällt damit die unbedingte Verpflichtung, welche das moralische Gesetz erfordert. Jede Ansicht, die eine Bestimmung, einen Zweck des Menschen über den Zeitpunkt der Auflösung der körperlichen Bestandteile hinaus, nicht kennt, scheint Lotze unvereinbar mit der Achtung vor dem Sittengesetz. Völlig zwecklos und „krankhafte Ausgeburten der Phantasie“[3]) sind dann alle Begriffe von Tugend, alles Streben nach Vervollkommnung, die Wahrung von Selbstachtung, ganz widersinnig der Kampf gegen das Böse, das Entsagen eines Genusses, der als erreichbar sich darbietet. Wir können nicht unsere Pflicht thun ohne Rücksicht darauf, ob ein Gut sich daraus entwickelt, oder ob die Erfüllung überhaupt einen Zweck hatte, es gehört vielmehr „ein gewaltsamer sittlicher Entschluss“ dazu, „der sich dafür entschieden hat, zum Trotz der materialistischen Theorie die mit ihr unvereinbare Achtung vor dem Sittlichen festzuhalten“.[4])

Gegen die Beseitigung des Zweckbegriffs lehnt sich noch eine andere Macht in uns auf: die ästhetische Evidenz.[5]) Alle Schönheit liegt in der harmonischen Verbindung eines Gedankens mit seiner Erscheinung.[6]) Diese Harmonie scheint

[1]) Mikr. II, 3.
[2]) Mikr. II, 308.
[3]) Mikr. II, 454.
[4]) Mikr. II, 454, 43 f.; III, 369.
[5]) Kl. Schr. I, 376.
[6]) Mikr. I, 16; II, 92, 96 f.; Kl. Schr. I, 310, 313, 322; II, 200, Grundzüge der Ästhetik, Seite 16.

uns am vollkommensten in der menschlichen Gestalt erreicht zu sein, in der Art und Weise wie sie die feinsten Regungen der Seele zum Ausdruck zu bringen vermag. Die ästhetische Bedeutsamkeit ist aber völlig zerstört, wenn der Körper bloss als notwendiges Resultat der Wechselwirkung, nicht aber als „das vorbedachte Erzeugnis einer einheitlich wirkenden Macht“[1]) aufgefasst wird. In erweitertem Sinne ist die ästhetische Evidenz auf das Weltall zu übertragen. Alle Kausalität ist mathematisch gesetzlich, indem sie „die Wechseleinflüsse gleichartiger Ereignisse unmittelbar bestimmt“.[2]) Dieser steht als „unsichere Ahnung“ aber für den Zusammenhang aller Wirklichkeit von ungleich höherer Bedeutung die ästhetische Gerechtigkeit gegenüber, die „das für unsere begriffliche Vergleichung Ungleichartige, aber zu dem Ganzen einer Idee dennoch notwendig zusammengehörige verkettet.“[2]) Auf dieser ästhetischen Gerechtigkeit — die im System Lotzes eine grosse Rolle spielt, da wir ihr stets begegnen, wenn wir auf die tiefsten Gründe seiner Weltanschauung stossen —, beruht alle Zweckmässigkeit der Welt und sie folgt aus ihr da, wo aus dem „Gesamtsinne einer Idee sich die unendliche Mannigfaltigkeit aller einzelnen Anfangsverhältnisse des Naturlaufs mit dem überredenden Zwange einer poetischen Notwendigkeit entwickelt“.[3])

Das Grauen, mit dem wir uns von Bestrebungen abwenden, die alles Wertvolle in der Welt, dem wir allein die Berechtigung zu existieren zuschreiben,[4]) als notwendig geworden hinstellen,[5]) wird durch religiöse Motive vermehrt. Diese versichern uns, dass die Welt nicht dem Zufall entstamme, sondern aus einer höchsten schaffenden Weisheit ihren Ursprung genommen habe; dass alle Dinge, die dieser Wurzel entsprangen, auch Sinn und Bedeutung für den Plan

---

[1]) Grundzüge der Metaphysik, 2. Aufl., 1887, Seite 82.
[2]) Mikr. II, 274.
[3]) Mikr. II, 6.
[4]) Grundzüge der Ästhetik 15; Mikr. III, 191.
[5]) Kl. Schr. I, 330.

haben, den die Gottheit in der Welt verfolgt;[1] dass wir in der Befolgung der sittlichen Gebote den Willen Gottes selbst ausführen.[2] Der Mensch selbst weiss sich nicht verloren als machtlosen Spielball in der Willkür eines unabänderlichen Schicksals, das über ihn hinrollt, gleichgültig für sein Wohl und Wehe, sondern empfindet sich als Kind Gottes, fühlt sich geborgen als kostbares und vollwertiges Glied eines Planes, der weisheitsvoll in einem Reiche Gottes Anfang und Ende der Bestimmung der Individuen wie der Völker zu einem Ziele verbindet und schliesslich in befriedigender Versöhnung, in der „seligen Gemeinschaft aller, die der Verlauf der Zeit von einander geschieden hatte“[3] auflöst.

Wer für das Gewicht dieser Gründe keine Empfindung hat, auf den machen diese Ausführungen allerdings keinen Eindruck. Wer sich damit begnügen kann und will, dass alles Dasein durch die Wirkungsweisen der Ursachen hinlänglich begründet und erklärt sei, der ist auf diesem Standpunkte unanfechtbar. Der Zweck kann immer nur ein Glaube sein, da nur ein kleiner Teil aller Wirklichkeit unserer Beobachtung zugänglich ist,[4] wir also nie imstande sein werden, irgend etwas als höchsten Zweck der Welt zu bezeichnen.[5] Ausserdem bietet auch die irdische Welt, wie wir sahen, nicht ein Bild durchgehender Zweckveranstaltungen.[6] Es kann daher keine Rede davon sein, Zwecke beweisen zu wollen,[7] sie sind „eine blosse Interpretation der Thatsachen, aber nicht ihr ungefälschter empirischer Ausdruck“.[8] „Wo es auch immer eine Erscheinung geben mag, so wird man niemanden, der einmal kein

[1] Kl. Schr. I, 169; Mikr. III, 240.
[2] Mikr. III, 356.
[3] Grundzüge der Religionsphilosophie, Seite 89 f.; Mikr. III, 52.
[4] Mikr. II, 16, 61.
[5] Mikr. II, 24; Kl. Schr. I, 372.
[6] Mikr. III, 557.
[7] Mikr. II, 23, 29, 30, 47; Allg. Physiol. 18 f., 144.
[8] Grundzüge der Religionsphilosophie 16.

Bedürfnis teleologischer Ansichten hat, zwingen können, über die bloss mechanische Konstruktion hinauszugehen und zu glauben, dass das ursprünglich vorauszusetzende System von Ursachen, aus dem die Erscheinung hervorging, nicht aus blossem Zufall, sondern aus teleologischen Gründen die Prärogative des Daseins gehabt habe.“[1])

Ist der Zweck auch nicht beweisbar, so kann doch seine grosse Wahrscheinlichkeit dargethan werden. Der Überblick, den wir bereits über die Bildungen der Natur warfen, liess mehr deren Unvollkommenheiten und Schäden hervortreten. Das Schwergewicht der Betrachtung neigt sich nun auf die andere Seite. Wie viel Bedeutungsvolles glauben wir nicht in den Formen und Bethätigungen der tierischen Organismen realisirt zu sehen, so dass es „eine thörichte Langweiligkeit“ erscheinen kann, auch hierin jeden Gedanken eines vorbestimmten Zweckes ablehnen zu wollen.[2]) Sicher widerstreitet es unserm Empfinden durchaus, diese unleugbar vorhandenen Werte als vom Zufall zusammengeführt und mit Notwendigkeit diese Resultate hervorbringend, ansehen zu sollen. Müssen wir nicht sagen, weil ein Organ zu dieser Funktion bestimmt sei, so sei diese Absicht der prämeditirende Gedanke seiner Struktur? Und ist es glaublich, dass die Art und Weise seiner Verrichtung sich hinterher aus dem durch zufällige kausale Maschinerie zustande gebrachten Baue ergebe?[3]) Lotze wiederholt die Frage des Lukrez ob die Tiere schreiten könnten, weil sie Kniee haben, oder im Besitze von Knieen seien, damit sie schreiten können,[3]) und stellt die Leugnung aller Teleologie auf eine Linie mit der Meinung, die Pyramiden seien von wechselnden Winden aus einzelnen Sandkörnchen zusammengetragen worden.[4]) Das Abenteuerliche solcher Behauptungen leuchtet zu sehr ein, als dass sie eine eingehende Widerlegung verdienten. Unwahrscheinlich ist,

[1]) Kl. Schr. I, 373, vgl. 380; Metaphysik von 84, Seite 457.
[2]) Allg. Physiol. 51; Mikr. I, 423.
[3]) Mikr. II, 23 ff.
[4]) Mikr. II, 31 f.

dass ohne eine ordnende Absicht der Lauf der Elemente zu so bedeutenden Erfolgen von selbst die Richtung hätte finden sollen,[1]) nichts steht für unsere Vernunft fester, als dass „die Gesamtheit aller Wirklichkeit nicht die Ungereimtheit eines überall blinden und notwendigen Wirbels von Ereignissen darstellen könne".[2]) Diese Unwahrscheinlichkeit wächst, wenn wir, statt auf einzelne Organe, den Blick auf eine Menge zu einer Leistung zusammenstimmender Thätigkeiten lenken. Soll an dieser Stelle durch Zufall ein Auge entstehen, das den Gegenstand seines Begehrens sieht, an jener eine Hand, das Gesehene zu erfassen, dort, unabhängig von dem allem und ebenso zufällig, Zähne, das Erfasste zu zerkleinern und endlich ein dem Ganzen dienender, wunderbar konstruierter Apparat von Verdauungsorganen?[3]) Unstreitig ist dies alles ein den Teilen unabhängig vorangehendes Muster, das die Form und den Plan einer Organisation bestimmt, in seiner Ausführung dagegen an ein unabhängiges Material gebunden ist.[4]) Zu offenbar springen die wertvollen Gedanken in die Augen, als dass es möglich wäre, den Zweck zu verkennen, oder ihn nicht als solchen gelten lassen zu wollen.[5])

Da der Zweck nicht streng wissenschaftlich beweisbar ist,[6]) so hat die Naturwissenschaft den Zweckgedanken völlig aus ihren Untersuchungen ausgeschlossen und hält sich bloss an die kausalen Verknüpfungen, deren Beziehungen in ihrer ersten Stiftung keiner näheren Erklärung fähig, aber auch nicht bedürftig seien. Sie sucht die Ursprünge der Wirkungen auf, die Natur der diese hervorbringenden Elemente, ihre Lage zu andern, die Reize, von denen sie getroffen werden und beobachtet die Rückwirkung, die alle diese Momente in ihnen

---

[1]) Mikr. II, 26.
[2]) Mikr. I, 292.
[3]) Mikr. II, 23 f.
[4]) Kl. Schr. I, 171.
[5]) Grundzüge der Religionsphilosophie, 17; Allg. Physiol., 53, vgl. Kl. Schr., I, 148.
[6]) Allg. Physiol. 144.

wachrufen.[1]) Da sie zum alleinigen Gegenstand ihrer Untersuchungen die Beobachtung des Thatsächlichen macht, in ständiger Anlehnung an die Erfahrung, so weiss sie dem Zwecke, als einem Verhältnis, keinen Wirkungskreis zuzuweisen. Sie erklärt, alle die Irrwege, die eine Spekulation früherer Zeiten gegangen sei, rührten von dem Ballast der Vorurteile her, mit dem man an die Wirklichkeit herangetreten sei.[2]) Sie selbst aber nimmt alle theoretischen Überlegungen in eine methodische Schulung und überlässt sich nirgendwo zufälligen Assoziationen der Vorstellungen, die ein Thatbestand wachruft.[3]) Keine Erscheinung der Natur ist an sich rätselhaft, sie wird es erst dann, wenn ihr Gehalt den Annahmen widerstreitet, die wir im Voraus über ihre sein sollende Bethätigung gefasst hatten.

Durch ein solches Verfahren hat die Naturwissenschaft denn auch die grössten Erfolge errungen. In ihrem Bemühen, Sein und Geschehen hauptsächlich nach ihrem idealen Werte ausdeuten zu wollen, konnten frühere Zeiten keine, oder nur eine geringe Kenntnis der Natur der Dinge und ihres Zustandekommens erwerben. Lotze meint, dass das Mittelalter darum so bunte Züge mannigfaltiger Widersprüche aufweise, weil es glaubte, sich leichter über Notwendigkeit und Beschaffenheit der zur Ausführung seiner Ideale dienlichen Mittel hinwegsetzen zu können.[4]) Erst als man gehorsam den Wegen nachging, welche die Verhaltungsweisen der Mittel wiesen, ergab sich die grossartige Entwicklung der Naturwissenschaft. Von diesem Standpunkte aus, sich nur an das Gegebene zu halten, hat die Wissenschaft der Natur kein Recht, gegen den Zweckbegriff zu polemisieren, wenn sie nicht die Grenzen ihrer Kompetenz überschreiten will.[5]) Finden sich Bedürfnisse im Menschen, welche die Annahme der

---

[1]) Kl. Schr. I, 148.
[2]) Allg. Physiol. 49 f.
[3]) Kl. Schr. I, 140; II, 517.
[4]) Mikr. III, 314.
[5]) Mikr. II, 37.

Teleologie als unabweisbar fordern, so steht es diesen Bemühungen vollständig frei, sich neben den Anforderungen der Naturwissenschaft geltend zu machen.[1])

Die Wahrscheinlichkeiten von Zweckvollendungen, die wir in der Natur finden, zwingen zu der Aufgabe, dieselben mit den Forderungen und Ergebnissen der exakten empirischen Forschung in Einklang zu bringen. Diesen Grund muss der Mechanismus anerkennen, wenn er irgendwie den Anspruch erheben will, den Thatsachen gerecht zu werden. Die mechanische Ansicht muss neben der Betrachtung des Zwecklosen oder Gleichgültigen auch die Thatsachen hervorheben, aus denen nur Unverstand oder Böswilligkeit die in die Wirklichkeit versetzte Zweckvorstellung einer Intelligenz hinwegdisputieren könnte. Thut sie dies nicht, so zieht sie sich mit Recht den Vorwurf der Einseitigkeit zu. Denn ohne die Annahme einer zwecksetzenden Absicht gäbe es keine Erklärung für die unzähligen Beispiele bedeutungsvoller teleologischer Thatsachen, sie allein kann die Beruhigung verleihen, dass es für die uns zwecklos erscheinenden Fälle eine, wenn auch uns unbekannte Rechtfertigung giebt.[2]) Nicht mehr als gleichberechtigt kann jetzt der Mechanismus neben der teleologischen Betrachtungsweise einhergehen, sondern muss in einer höheren, metaphysischen Einheit mit dieser verbunden werden.[3])

Lotze stellt daher der Philosophie die schwierige Aufgabe, in der Erkenntnis der Wirklichkeit die Möglichkeit offen zu lassen, allem, was schön und gut ist, sein volles Recht zu wahren und es als das Wertvollste anzuerkennen, „um dessen willen der ganze Aufwand dieser Welt gemacht ist".[4]) Stets wird es dem empfindenden Gemüte unverständlich bleiben, dass alles das, von dessen einzigartiger und unvergleichlicher

---

[1]) Mikr. II, 5.
[2]) Mikr. II, 24.
[3]) Mikr. II, 8.
[4]) Mikr. I, 292.

Bedeutung es durchdrungen ist, nur ein gestaltloses, nebelhaftes Hoffen und Sehnen sei, dem keine Realität entspräche. „Denn den Lauf der Welt als die Entwicklung einer blinden Macht zu betrachten, die ohne Einsicht und Freiheit und ohne Teilnahme für Gut und Böse nach allgemeinen Gesetzen sich fortbewegt: sollen wir diese unberechtigte Verallgemeinerung einer in ihren Grenzen wichtigen Auffassung für die höhere Wahrheit halten?“ [1]) Diese Ansichten „machen den Glauben ärmer, aber das Wissen wahrlich nicht reicher“.[1]) Diese Güter des Herzens im Einklang mit jeder Errungenschaft des exakten Wissens zu wahren, in diesen ewigen Fragen zeigen zu können, dass wir uns mit alledem nicht als mit eigenen Schattenbildern jämmerlich herumschlagen, dieses Ziel ist für Lotze der Ansporn alles Philosophierens und in seiner Verfolgung stellt er sich den Bemühungen tausendjähriger Arbeiten würdig zur Seite.

In seinem Phädon[2]) hat Platon das Zweckproblem gestreift, indem er sorgfältig die blossen Ursachen von den Mitteln zu Zwecken unterscheidet, welch letztere von einer höchsten Vernunft nach der Vorstellung des Besseren verwendet worden seien. Er meint,[3]) dass jeder Recht habe, der eine Flucht aus dem Gefängnisse nur unter der Voraussetzung des Besitzes von Sehnen, Knochen, Muskeln und dergleichen möglich finde, dass es aber nicht angehe, diese deshalb als einzige Ursache für das Unterbleiben der Flucht anzusehen. Der Zweck stehe vielmehr in seinem Falle zu der Flucht im Gegensatze, da es gewiss besser nnd gerechter sei, wenn er im Gefängnisse verbleibe und die von den Athenern verhängte Strafe geduldig ertrage.

Leibniz hat sich ebenfalls mit der Frage nach dem Verhältnisse von Mechanismus und Teleologie beschäftigt und seine Ansicht dahin ausgesprochen, dass alles Geschehen sich auf mechanischem Wege vollziehe und auch mechanisch zu

---

[1]) Mikr. III, 612.
[2]) Kap. 46 ff.
[3]) Kap. 47.

erklären sei, dass aber der Ursprung des Mechanismus selbst seine Begründung nur in dem Prinzipe der Zweckmässigkeit haben könne.[1]) Eine weitere geschichtliche Darstellung würde sich in dem Rahmen dieser Ausführungen zu umständlich gestalten, sie ist daher entbehrlich.

Da die Geltung des Mechanismus fest steht,[2]) so können die weiteren Bemühungen Lotzes sich nur darauf beziehen, ihn für seine Weltanschauung zu verwenden, ihn als völlig untergeordnet in seiner Bedeutung zu erweisen, nur als notwendige Voraussetzung jeden Weltlaufes gelten zu lassen.[3]) Einen ersten Schritt zur Überwindung der mechanischen Auffassung thut Lotze, indem er in den Elementen ein inneres Leben annimmt, aus dem sich ihre äusseren Verhaltungsweisen ergeben. Die Naturwissenschaft sieht die Atome lediglich als Träger unveränderlicher Kräfte an, die, nur durch die Lage der Umstände gezwungen, sich in Anziehung oder Abstossung äussern.[4]) Aufgabe der Philosophie ist es, das innere Leben der Elemente zu berücksichtigen, denn wenn alles Geschehen nur in äusseren Wirkungen zwischen den Dingen sich ereignete, in ihnen selbst aber keine Realität hätte, so wäre die Welt unverständlich.[5]) Dieses innere Leben kann vielleicht von grösster Mannigfaltigkeit und Vertiefung sein, wenn wir auch keine adäquate Erkenntnis von ihm erlangen werden.[6]) In diesem innerlichen Geschehen finden alle äusseren Thätigkeiten der Dinge ihre Wurzel. Innerhalb der Vergleichbarkeit der Elemente können wir eine unendlich grosse qualitative Verschiedenheit derselben voraussetzen. Wie die Elemente sich auch äusserlich verhalten mögen, alledem

[1]) Statt einzelner Citate bei Leibniz selbst, siehe: Richard Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie, 3. Auflage, Leipzig, 1898, S. 235.

[2]) Mikr. II, 45.

[3]) Mikr. I, 449; II, 58.

[4]) Mikr. I, 42; II, 52; III, 240; Streitschriften 94 f.

[5]) Allg. Physiol. 119.

[6]) Mikr. II, 37 f.

liegen innere Zustände zu Grunde, die sich selbst wieder gesetzlich hervorrufen oder ändern. Neben dem äusseren kann man daher von einem inneren Mechanismus der Dinge reden, dem jener entspringt.[1]) Da Veränderungen nicht bloss in unserm Denken, sondern in der Aussenwelt thatsächlich stattfinden, die Dinge aber ihre Einheit innerhalb der Reihe, in der die Veränderung, bestimmt durch die Konsequenz ihres Wesens, vor sich geht, bewahren, so ist ein solches Beharren nur in der Analogie des Gedächtnisses, der Erinnerung begreiflich.[2]) Die einzige Möglichkeit, uns Dinge als existierend und in mannigfaltigen Veränderungen ihre Einheit festhaltend vorzustellen, ist, ihnen Bewusstsein oder Empfindung ihrer Zustände zuzuschreiben. Lotze macht es einer strengeren Wissenschaft zur Aufgabe, den „Begriff eines nur Seienden, aber nicht sich selbst Besitzenden und Geniessenden als unmöglich, undenkbar und widersprechend“ nachzuweisen.[3]) Die Elemente empfinden ihr Leiden, das durch ihre Beziehungen zu andern hervorgebracht wird und haben auch ein Gefühl für den Wert, den es für sie wie für den Plan des Ganzen hat.[4]) Um auf irgend einen Reiz eine Rückwirkung entfalten zu können, muss jedes Atom „durch ein Leiden, das ihm jenes Ereignis anthut, das Eintreten desselben von seinem Nichteintreten unterscheiden können.[5]) Auch hier, wie überall, macht Lotze das Bedürfnis des Gemütes geltend, sich nicht nur einen Teil der Welt als im geistigen Genusse ihrer selbst zu denken, während der andere bloss ein starres Spiel einander anziehender oder abstossender Elemente darstellte.[6]) Dieses innere geistige Leben der Elemente aber stellt eine Thatsache dar, die Folgen nach sich zieht.[7]) An

---

[1]) Mikr. I, 169; II, 53, 275.

[2]) Grundzüge der Metaphysik, 37.

[3]) Mikr. I, 408; Kl. Schr. I, 136; Allg. Physiol. 121; Grundzüge der Psychologie, 5. Aufl., Leipzig, 1894, Seite 65.

[4]) Mikr. II, 52; III, 425.

[5]) Mikr. III, 485.

[6]) Mikr. I, 408.

[7]) Mikr. II, 52.

jeden inneren Zustand knüpfen die allgemeinen Gesetze eine andere Wirkung, die sich in Gestalt von Kräften ihren Ausdruck giebt.[1]) Alles Wirken ist somit Ausfluss innerer Zustände der Elemente und vollzieht sich in der Weise, dass der innere Zustand des einen Atoms ein Befehl an das andere ist, auch den seinen zu ändern.[2]) Indem äussere Anstösse in das Innere der Dinge hinabsteigen, mag sich dort vieles entwickeln, was das Endresultat „zu viel grösserem Reichtum der Form und zu unendlich grösserer Tiefe des Sinnes leitet, als wozu jener ärmliche Anstoss der äusseren Bewegung für sich allein jemals genügt hätte".[3])

Die Unmöglichkeit Zweckmässigkeit streng wissenschaftlich nachzuweisen, führte uns auf den Weg, den Boden zu suchen, auf dem ihre Möglichkeit und der Bereich ihrer Geltung bestehen könnte. Hier haben wir ihn: in dem Innern der Elemente. Es gehört zu der geistigen Natur der Dinge ein zweckmässiges Reagieren, ein Streben zur Verbesserung ihrer Lage.[4]) Dass wir diese Annahme eigentlich überall voraussetzen, erscheint deutlich an dem Widerstreben, das wir einer Zumutung entgegensetzen, die uns glaubhaft machen wollte, dass die Kraft aller Elemente in ihren Äusserungen auf Reize sich vernichtend oder verschlechternd gegen diese selbst wende. Als selbstverständlich nehmen wir die Selbsterhaltung jedes Elementes in dem Getriebe seiner Beziehungen an und gern erweitern wir sie zu einem Streben nach Selbstentwicklung und Vervollkommnung seiner inneren Zustände und somit zur Zweckmässigkeit seines Verhaltens.[5]) Doch kann dem die Bezeichnung „Streben" nicht wohl zukommen, da die Äusserungen der Thätigkeit jedes Atomes nur auf von aussen andringende Reize erfolgen und stets innerhalb der von den Gesetzen des Mechanismus vorgeschriebenen Grenzen

[1]) Mikr. II, 33 ff.; 53, 56; Metaphysik von 1884, Seite 393.
[2]) Mikr. II, 46.
[3]) Mikr. II, 34; I, 78 f.; Metaphysik von 1884, Seite 456.
[4]) Mikr. II, 34 ff.; 38 ff.
[5]) Metaphysik von 1884, Seite 457.

bleiben. Denn dieser bleibt trotz aller vernünftigen Regungen im Innern der Elemente in seiner ganzen Ausdehnung und Unerbittlichkeit seiner Forderungen unangetastet. „Wir behaupten nicht mehr, als dass ein Zug innerlicher Zweckmässigkeit zu jener thatsächlichen Natur der Wesen gehört, auf die die mechanische Ansicht ihre Gesetze anwendet.“[1]) Daher vermag sich jedes Element nur insoweit zweckmässig zu äussern, als es die Lage der Umstände gestattet und vollständig unmöglich ist es ihm, freithätig in dem Ablauf der Ereignisse den vernünftigen Sinn, den sein Inneres hegt, vollkommen oder widerstandslos durchzusetzen. Dieses Streben nach Verbesserung könnte wohl der Urquell sein, aus dem alle Gesetze des Wirkens in der Welt fliessen und dann wäre ein teleologisches Verhalten das Grundprinzip alles Seins und Geschehens.[2]) Doch entzieht sich alles dies, die inneren Zustände der Elemente eingeschlossen,[3]) vollständig unserer Einsicht, es könnte nur „die letzte Beleuchtung unserer Weltansicht und das Kolorit derselben bestimmen“.[4])

Giebt man alles dies zu, so ist zwar der Machtbereich des Zufalls, dem man die Welt entspringen lässt, bedeutend eingeschränkt,[5]) doch Wesentliches nicht erreicht. Denn auch ohne Annahme eines Zweckes musste sich aus so beschaffenen Elementen notwendig eine sinn- und bedeutungsvolle Welt der Gestalten entwickeln.[6]) Strebt doch jedes Element danach für die Sicherung und Vervollkommnung seiner Existenz günstige Beziehungen zu andern zu erhalten. Lotze zieht einen Vergleich mit dem Streben nach befriedigendem Gleichgewicht in der Gesellschaft, in der ein jedes von dem Verlangen nach Aufbesserung seiner Lage beseelt sei und nicht ruhe, bis sich ein zufriedenstellendes Zusammenleben für alle

[1]) Mikr. II, 36.
[2]) Metaphysik von 1884, Seite 457; Allg. Physiol. 50.
[3]) Mikr. I, 42.
[4]) Metaphysik von 1884, Seite 457.
[5]) Mikr. II, 33.
[6]) Mikr. II, 34.

ergeben habe.[1]) „Beim Güterverkehr wirken die üblen Folgen des Zuwiderhandelns so überzeugend auf das Leben jedes Einzelnen zurück, dass eine grosse Anzahl kleiner Berichtigungen des Verfahrens unmittelbar dem missglückten Versuche folgen wird, und so scheint das ganze System unsrer Bedürfnisbefriedigung sich selbst fortschreitend zu verbessern, aus eigener Kraft und ohne von bahnbrechenden Erfindungen einzelner geleitet werden zu müssen.“[2]) In derselben Weise kann es in der Natur auch zu so vorteilhaften Auswahlen unter den möglichen Kombinationen der Elemente kommen, dass alle, die in ihnen verknüpft sind, darin zugleich einen gewünschten Endzustand geniessen. Wäre dies nicht der Fall, so hindert nichts anzunehmen, dass die inneren Zustände ihrer Unzufriedenheit mit der augenblicklichen Lage in kraftvoll korrigierender Thätigkeit Ausdruck geben werden, also, dass sie dieselbe zu verlassen suchen.

Argumente für eine schöpferische Absicht oder eine Hand, die sich schützend über Bedeutungsvolles in dem, was gegeben ist und sich zu erhalten wünscht, ausstreckte, sind auch mit alle diesem noch nicht erbracht. Wir sahen, dass die Zweckmässigkeit nicht hinlängliche Stützen bietet, um von ihr aus zu einem höchsten Weltgrunde gelangen zu können. Lotze schlägt daher einen anderen Weg ein. Er geht aus von dem Begriff der Wechselwirkung.[3]) Damit die Dinge überhaupt auf einander wirken können, das heisst, damit sich bei dem jedesmaligen Zusammentreffen zweier oder mehrerer Elemente ihre Beziehungen in Anziehung oder Abstossung äussern, dürfen sie nicht masslos verschieden, sondern müssen vergleichbar, oder wenigstens einem dritten subsumierbar sein. Dieses Wechselwirken aller mit allen ist eine Thatsache, die nicht genug in den Folgen berücksichtigt ist, die sie nach sich zieht. Über den Ursprung aus einer gemeinsamen Wurzel ist

---

[1]) Mikr. II, 39.

[2]) Mikr. III, 68.

[3]) Über das Folgende vgl. Mikr. I, 426 ff.; Grundzüge der Religionsphilosophie, Seite 23 ff.

damit noch nichts gesagt, aus dem Zufall entsprungen, oder von Ewigkeit herrührend, kann ihnen diese Thatsache der Vergleichbarkeit gleich gut zukommen. Aus solchem Verhalten ergiebt sich die Herrschaft eines allgemeinen Gesetzkreises über alle. Ohne diesen könnte von einem einheitlichen Weltplane nicht die Rede sein. In welcher Weise nun die Elemente auf einander wirken, darüber ist von Ewigkeit her entschieden, weil es von der Natur abhängt, mit der sie ins Dasein eintreten, dass sich aber überhaupt jedesmal Folgen aus ihrem Zusammentreffen entwickeln, das ist begründet durch ihre Vergleichbarkeit, durch allgemeine Gesetze.

Man kann sich die Wirkung eines Dinges auf ein anderes nicht so vorstellen, als löse sich von dem einen etwas ab, schwebe eine gewisse Zeit lang in der Luft und lasse sich dann auf ein anderes nieder oder dringe in dasselbe ein. Ist das Übergehende ein Reales, so entsteht nicht Wirken, sondern Ortsveränderung, ist es eine Eigenschaft oder eine Bewegung, so ist es ihr unmöglich, sich abzulösen und als Eigenschaft ohne einen Träger, dem sie zukäme, zu existieren. Der Occasionalismus glaubt die Lösung darin gefunden zu haben, dass inneren Zuständen eines Dinges nach ewigen Gesetzen andere innere Zustände in einem anderen Dinge korrespondierten. Dies geht aber nur dann, wenn die bald eintretenden, bald fehlenden Anstösse von dem Dinge unterschieden werden können. Damit ist die Wirkung schon vorweg genommen, besteht sie doch eben darin, dass ein Ding den Reiz eines andern weckt und auf ihn antwortet. Denn es gehört mit zu den fruchtbaren Gedanken Lotzes, die Konsequenzen der Wahrheit aufgedeckt zu haben, dass Gesetze nie etwas wirkliches für sich sein können, so wenig wie Eigenschaften oder Kräfte, sondern ihr Dasein nur in den Dingen selbst haben, als deren eigene Verhaltungsweisen. Endlich führt auch die Annahme nicht zum Ziel, dass Gottes vermittelnde Thätigkeit die Wirkung besorge. Das ist keine Erklärung mehr, sondern Glaube. Und auch hierbei ist die Wirkung wieder vorausgesetzt, denn Gott muss die inneren Zustände des einen in Wechselwirkung mit sich selbst wahrnehmen. Wie viele

Zwischenglieder man auch annehmen möge, zuletzt wirkt doch das eine Element unmittelbar auf das andere.

Um zu einem Resultate zu gelangen, fasst Lotze alle Dinge als Modifikationen eines einzigen unendlichen Wesens. Jeder veränderte Zustand eines Dinges ist ein Zustand dieses Absoluten, dem dieses, als einer Veränderung in sich selbst, um seine Einheit zu wahren, einen anderen diese Veränderung kompensierenden Zustand folgen lässt. Alle Dinge sind in dem Unendlichen enthalten, wir glauben Wirkungen als in ihnen allein vor sich gehend wahrzunehmen, aber in Wahrheit ist es nur die Thätigkeit dieses Unendlichen, das auf sich selbst wirkt. „Das Unendliche ist die bestimmende Macht, die jedem Vorgang die Gestalt und Grösse seiner Folge, jedem einzelnen Wesen den Umkreis seiner möglichen Thätigkeit, jeder einzelnen Äusserung derselben ihre besondere Form vorzeichnet.“[1]) Dieses Absolute muss eine Einheit sein, da sie aus der Einheit des allgemeinen Gesetzkreises resultiert. Wie dieser, so hat das Unendliche seine Existenz nur in der Totalität der Dinge selbst, es umfasst alle und hält aller Sein und Wirken in sich beschlossen.

Diese Einheit des höchsten Weltgrundes lässt nur formale Folgerungen zu; es bedarf der Mittelglieder, um darzulegen, dass diese Einheit dem Wertvollsten, das alle Zwecke gesetzt hat, gleich sei.[2]) Das Verlangen des Gemütes kann sich den höchsten Wert der Welt nur in der Form der Persönlichkeit denken; mit einem Unpersönlichen, Unbewussten wüsste es in kein Verhältnis des Vertrauens und der Liebe zu treten.[3]) Ohne dem wäre auch die Persönlichkeit der endlichen Geister ein unerklärbares Faktum, da sie wegen ihrer ursprünglichen Beschaffenheit nicht Produkt der Materie sein kann. Eine unbewusste Vernunft degradierte ausserdem alles Wertvolle zu Ursachen, alle Zwecke zu Trieben. Das Unendliche als Einheit des Idealen und Realen zu fassen, übersteigt unsere

[1]) Mikr. I, 430.
[2]) Mikr. III, 562.
[3]) Mikr. III, 563 f.

Fassungskraft; niemals wüssten wir zu sagen, was denn das ist, was weder Materie noch Geist ist.[1]) Eine ewige Weltordnung dürfen wir nicht mit Fichte als höchste Vorstellung vom Absoluten denken, weil eine Ordnung, ebenso wenig wie Gesetze, ausser oder über den Dingen, die in ihr stehen, Existenz hat. Oben bemerkten wir, dass der Begriff von Zuständen eines Dinges, die seine Einheit unangetastet lassen, unserm Verständnis verschlossen bleibt, wenn wir nicht die Analogie der Seele heranziehen, die in der Synthesis des Bewusstseins diese Zustände als ihre eigenen und sich doch wieder verschieden von ihnen zu erfassen weiss.[2]) Mussten wir deshalb jedem einzelnen Dinge, um seine Einheit in dem Wechsel der Veränderungen behaupten zu können, ein inneres Zusammenfassen derselben zu Empfindung oder Leiden zuschreiben, wie viel mehr müssen wir dann nicht dieselbe Forderung an das Unendliche richten, da es Einheit ist und bleibt und doch alle Dinge der Welt, ihre Veränderungen und Zustände in sich befasst?

Ein Einwurf mag die Sache noch mehr ans Licht stellen. Oft wird behauptet ein „Ich" sei nur ein unvollkommener Begriff, der erst durch seinen Gegensatz „Nicht-Ich" zu seinem vollen Inhalte gelange. Aber dieser Gegensatz kann nicht das Wesen beider ausmachen, sondern einer wenigstens muss eine ursprüngliche Bedeutung haben, die sich am Gegensatze offenbart. Ferner, wenn man sagt, Selbstbewusstsein werde nur durch den Widerstand erzeugt, mit dem ein Ich sich an einer ausser ihm vorhandenen Welt der Dinge breche. Dieser Widerstand aber falle bei der Gottheit weg; da die Dinge nicht unabhängig von ihr vorhanden seien, könne sie sich nicht zu voller Persönlichkeit entfalten. Die Voraussetzung ist insofern zu berichtigen, dass nicht die Aussenwelt selbst, sondern nur unräumliche Bilder von ihr unsere Vorstellungen abgeben, also auch nur eine Welt der Vorstellungen den

---

[1]) Grundzüge der Religionsphilosophie, 33 ff.
[2]) Mikr. III, 566 f.

Gegensatz zum Ich bilden kann. Damit man aber überhaupt die Vorstellungen als ein in uns entstandenes Abbild der Aussenwelt ansehen kann, dazu ist bereits die Unterscheidung des Ich vom Nicht-Ich vorausgegangen. Das Ich wird überhaupt in keiner Vorstellung und sei sie noch so klar, erfasst, sondern in seinem mit andern unvergleichlichen Werte unmittelbar empfunden. Wem die Ichheit nicht innewohnt, dem kann sie auch keine Aussenwelt verschaffen. So geniesst denn auch das Unendliche die Wertempfindung seiner selbst, ohne dass sie ihm von einer Aussenwelt zum Geschenk geboten werden könnte. Deshalb können ruhig alle Schranken ausser ihm gegebener Dinge wegfallen, es kann actus purus sein, Urheber aller Bewegung, intuitiv im Mittelpunkte der Welt stehen, damit aber auch Persönlichkeit in viel höherem Sinne sein, als der unvollkommene Abglanz ahnen lässt, der uns Menschen, als unselbständigen Wesen unter anderen, beschieden ist.

Dieses Absolute können wir, da es unbeschränkte Persönlichkeit ist, der zwecksetzenden höchsten Intelligenz gleichsetzen. Da alle Dinge in dem Unendlichen enthalten sind, alle Gesetze nur in den Dingen Bestand haben, so können sie nur der Ausfluss von dessen eigenem Wesen, die Verfahrungsweise seiner eigenen Natur sein.[1]) Es kann der Gottheit keine unabhängig von ihr gültige Wahrheit gegenüberstehen. Nur für uns Menschen, die von der Aussenwelt verschieden sind, kann Wahrheit einen Sinn haben, wenn wir das Thun und Treiben der Dinge, ihr gegenseitiges Verhalten, beobachten. Für uns mag die Frage entstehen, ob dies auch in anderer Weise vor sich gehen könne, für uns die Überlegung, ob diese Welt die beste unter vielen möglichen sei oder nicht. Bei der Gottheit fällt dies alles weg. Sie kann keine Wahrheit unter vielen anerkennen, denn es giebt für sie nur eine, und diese kann nur deshalb Wahrheit für sie sein, weil sie mit ihrer ganzen Natur harmonisch zu-

[1]) Mikr. III, 583 ff.

sammenstimmt, der konsequente Ausfluss ihres Wesens ist. Selbst für ihr Denken giebt es nur die Wahrheit, die aus ihren eigenen Denkgesetzen folgen muss. Auch der Gedanke, dass Gott die Wahrheit geschaffen habe, ist unsinnig. Denn dann mussten mehrere Wahrheiten dagewesen sein, unter denen er eine Auswahl hätte treffen können; er selbst aber, was wäre er unabhängig von aller Wahrheit? Ein blosses Abstraktum, denn ein solches ist jede Kraft, die zwar viele Möglichkeiten des Handelns in sich trüge, doch ohne dieses selbst zu sein. Folgt aber die Wahrheit aus der eigenen Natur des Absoluten, so ist der Mechanismus seine eigene Bethätigungsweise, der Ausdruck seines inneren Wesens. „Jenes Reich von Gesetzen, dem die Wirklichkeit sich zu fügen scheint, ist nicht in Wahrheit eine vorherbeherrschende Notwendigkeit, dem die später gekommene Wirklichkeit sich auf diese Weise fügen könnte, vielmehr eben die schaffende Natur selbst, die den Forderungen des Mechanismus sich anzubequemen scheint, ist das erste und einzige Wirkliche, er dagegen nur die aus ihr selbst quellende Form ihrer Wirksamkeit, die um der durchgängigen Einheit und Konsequenz dieses Wirkens willen sich von dessen einzelnen Beispielen lösen, als eine allgemeine überall sich selbst gleiche Notwendigkeit isolieren und endlich wie eine fremde selbständige Schranke dem vorausdenken lässt, dessen eigene Natur sie ist.“[1])

Für unsere Einsicht ist alles dies freilich unerreichbar. Denn wir denken uns die Gottheit als den Inbegriff alles Guten und aus diesem ihrem Inhalte werden die Gesetze ihrer Thätigkeit fliessen müssen. Alles Geschehen in der Welt dient somit der Verwirklichung des Guten. Die Ahnung davon giebt die majestätische Verpflichtung der sittlichen Gebote in unserm Innern. Eine noch von allem Inhalte entblösste Idee, wie sie Hegel annahm, ist für Lotze undenkbar. „Die Idee, behauptet der teleologische Nexus, eben weil sie

[1]) Mikr. II, 465.

nicht der Gedanke eines ruhenden absoluten Seins, wie etwa bei den Eleaten, sondern weil sie konkrete wertvolle Idee ist, kann auch nicht mit ihrem ewigen unvermittelten Dasein sich begnügen, sondern muss sich selbst zum wiederzugewinnenden Ziele einer Entwicklung machen, eine innere Unruhe des absoluten Grundes, die unmotiviert, wie bei Hegel, angenommen, höchstens wie eine Krankheit des Absoluten erscheint, aus der freilich die Perle der Welt hervorgeht.“ [1]) Stets wird es für uns ein undurchdringliches Geheimnis bleiben, warum aus den Ideen der Güte, Heiligkeit und Schönheit, die wir als den höchsten Inhalt Gottes empfinden, gerade dieser Mechanismus des Wirkens hervorgehen müsse. Ist dieser Mechanismus der Ausfluss des inneren Wesens der Gottheit, seine „Stiftung die erste ethische That des Absoluten“,[2]) so vermögen wir den befriedigenden Zusammenhang der Welt der Werte mit der der Gestalten in ihr als in Versöhnung stattfindend und aufgehoben nur zu glauben.[3]) Es ist daher unmöglich auf dialektischem Wege die Emanation des Absoluten in die Erscheinungswelt darzustellen, wie es Hegel versuchte, dessen Philosophie an diesem Bestreben gescheitert ist. Denn trotz aller abstrakten Deduktionen hat sie sich doch immer wieder an die Erfahrung als Wegweiser gewendet. Der Angelpunkt der Lotzeschen Philosophie, um den sich die einzelnen Fragen drehen, liegt in der Einheit der drei Anfänge unseres Erkennens, nämlich „der für unser Bewusstsein notwendig gültigen Wahrheiten, unserer Wahrnehmung zur Anschauung schlechthin gegebener Thatsachen, unseres Gewissens zur Anerkennung eines unbedingten Massstabes aller Wertbestimmungen.“ [4])

Die Gedanken einer Emanation der Welt aus Gott, einer Entwicklung Gottes zur Welt, oder wie man den Her-

[1]) Kl. Schr. II, 197.

[2]) Streitschriften 57.

[3]) Mikr. I, 447; II, 11, 14 f., 47 f., 57, 60, 68; III, 461, 608; Kl. Schr. I, 314.

[4]) Mikr. III, 461; vgl. II, 15.

gang immer beschreiben mag, besagen nur, dass eine zwingende Gewalt, ein Drang, Gott genötigt habe, eine Welt aus sich zu entlassen. Lotze ist daher der Meinung, dass der Name „Schöpfung“ immer noch am besten ausdrücke, was wir meinen und behauptet, dass diese Ansicht auch von jeder Naturwissenschaft geteilt werden müsse, „die sich nicht völlig verkehrt zu der übrigen Bildung des Geistes stellen will“.[1]) Eine mehr oder weniger detaillierte Beschreibung der Weltschöpfung kann auch die kühnste Phantasie nicht geben, die Setzung des Thatsächlichen bleibt für uns ein unbegreifliches Wunder und nur in Worten mögen wir dieses Geheimnis umkreisen. Mit der Schöpfung der Welt ist für Lotze doch die Immanenz alles Geschaffenen in der Gottheit vereinbar, er stellt sie sich nicht so vor, als ob der Welt ein von Gott unabhängiges Dasein zukäme. Manchem mag dies wohl als widerspruchsvoll erscheinen und viele haben sich daher heftig gegen die Immanenz alles Geschaffenen in Gott gesträubt, für Lotze ist alle Transcendenz ein der Räumlichkeit entnommenes unmögliches Bild. Es genügt ihm vollkommen unser Selbstbewusstsein als etwas von der Aussenwelt, also auch von Gott, völlig selbständiges und daher in seinem sittlichen Thun verantwortliches zu erfassen.[2])

Nach diesen Auseinandersetzungen, die nur den metaphysischen Unterbau des Zweckbegriffs skizzieren sollten, wenden wir uns diesem wieder zu. Aus der Einheit des höchsten Weltgrundes lassen sich formale Folgerungen, die allem Geschaffenen zukommen müssen, entwickeln.[3]) Denn die Einheit gestattet nicht, eine zusammenhanglose unbestimmte Vielheit der Elemente anzunehmen.[4]) Dies widerspräche auch unserm ästhetischen Sinne, der sich durch die Annahme aus-

[1]) Kl. Schr. I, 169.
[2]) Mikr. III, 534 ff.
[3]) Mikr. II, 47 ff.
[4]) Mikr. II, 48 ff.

einanderliegender, unvergleichbarer Existenzen beunruhigt fühlen würde.[1]) Die Totalität alles Geschaffenen muss eine Einheit bilden, in der jedes Element, das von dem Unendlichen entlassen wird, an seinem Teile dazu beiträgt, den Gesamtausdruck desselben zu vollendeter Erscheinung zu bringen. Die ewige Wahrheit der Idee hat nur so viel geschaffen, als ihr Sinn es erheischte. Nichts ist überflüssig, nichts fehlt, alles ist in die Zweckvollendung aufgenommen.[2]) Ständen wir im Mittelpunkte der Welt, so vermöchten wir zu erkennen, wie das Ideale zum Realen in teleologischem Verhältnis steht, die ganze Welt der knappe Ausdruck, das unumgängliche Mittel wertvoller Ideen.[3]) „Ein Streben zur Produktion bedeutsamer Erscheinungen muss die Welt durchdringen, Idee und Sein dürfen nicht geschieden gedacht werden, sondern jedes Seiende muss als ein thätiger, strebsamer Gedanke, jede Idee der Natur als eine thätige Wirklichkeit aufgefasst werden.“[4]) Wir empfinden als den höchsten Zweck der Gottheit auf der Erde die Verwirklichung des Guten durch geistige Wesen, alles andere dient hierzu als Mittel. „Nur einen Inhalt des Höchsten kenne ich, den, welcher in der Form unserer menschlichen Erkenntnis exponiert, als die Summe der sittlichen Ideen in Verbindung mit dem Genuss ihres Wertes, als der verschmolzene Begriff der Heiligkeit und Seligkeit erscheinen würde.“[5])

Diesem Ziele zu dienen, bilden die Elemente eine harmonische Reihe, sowohl nach den Orten ihres Vorkommens, die überall da sind, wo sie wirken, als auch nach der Zahl der sie konstituierenden Atome.[6]) Ihr Verhältnis ist der Einheit einer Melodie vergleichbar. Der Platz eines jeden in dieser Reihe ist bestimmt nach dem Sinne des gesamten Geschehens

[1]) Mikr. II, 2.
[2]) Allg. Physiol. 57.
[3]) Kl. Schr. II, 200, 414; Mikr. II, 16.
[4]) Allg. Physiol. 119.
[5]) Streitschriften 57; Metaphysik v. 1841, S. 324, 326; Mikr. III, 616.
[6]) Mikr. II, 48 ff.

in der Welt. Ist ein Element vorhanden, so ist damit auch die Zahl und das Mengenverhältnis der übrigen bestimmt; unmöglich ist die Vernichtung auch nur eines einzigen, da jedes dazu mithilft, den Inhalt der Gottheit zum Ausdruck zu bringen und ihren Plan in der Welt durchzusetzen. Gesamtbetrag wie Verteilung der Elemente ist durch eine Formel bestimmt, „die jedem Stoffe mit Rücksicht auf die Eigentümlichkeit seiner Natur sowohl die Menge, in der er vorkommen soll, als auch die Orte vorzeichnet, von denen aus seine Atome ihren Wechselverkehr mit andern zu beginnen hatten.“ [1]) Ist die schaffende Macht eine bewusste Persönlichkeit, so hat sie die Elemente von vornherein so geordnet, dass jedes zur Verwirklichung des Planes beitragen muss, den sie in der Welt verfolgt wissen wollte. Ob diese Ordnung gleichmässig oder symmetrisch gewesen sei, entzieht sich unserer Kenntnis, ebenso, ob die Wirklichkeit begrenzt sei oder nicht. Für den Fall ihrer Unendlichkeit würde die Menge, in der ein Element vorkommt, sehr verschieden sein können, je nach der Anzahl der Atome, die es zusammensetzen.

Diese Einheit in sich selbst, die jeder Welt zukommen muss, wie sie auch immer beschaffen sein möge, erhält sich fortwährend in ihrer Entwickelung. Denn sie schliesst den Begriff der Reizbarkeit gegen Störungen in sich ein.[2]) Das Unendliche, das in jedem Element wirksam ist und kompensierend Zustand auf Zustand folgen lässt, wird keinem Atome gestatten, die ihm vorgeschriebene Stelle auf der Bahn, auf der es seinen Beitrag zu dem Plane des Ganzen zu entrichten hat, eigenmächtig zu verlassen. Die Beziehungen, in denen es zu den übrigen steht, lassen keine derartige Absonderung zu, sondern halten es in dem Rahmen fest, in dem es sich harmonisch der Reihe der andern einfügt, um dem Ganzen zu dienen. Nicht einen einzigen Zustand, als Ursache des Geschehens, kann ein Element in sich erzeugen, der nicht

[1]) Mikr. II, 49.
[2]) Mikr. II, 50 ff.

mit den Zuständen und den daraus resultierenden Schwingungen aller übrigen im Gleichgewicht stände. Wie jeder Querschnitt der ursprünglichen Elemente, so zeigt auch die aus ihnen sich entwickelnde Natur auf jeder Stufe ihrer inneren Konstellationen ein ausgeglichenes und abgerundetes Verhältnis der Atome untereinander. Vermöge ihrer Reizbarkeit in jedem Teile hält die Natur den Plan, den das Absolute in die Verknüpfung, Beschaffenheit und Anzahl der Elemente legte, in allen Phasen ihrer weiteren Entwicklung fest. Die Herrschaft eines für keinen Erfolg besonders eingenommenen Mechanismus hätte, für sich genommen, nicht diesen Zwang begründet, dass viele innerlich bewegte Teile sich unter einer sinnvollen Direktive auch sinnvoll weiterbewegen.

Doch bleibt für unsere Erkenntnis immer noch ein geräumiger Spielraum, in dem die Elemente sich mit Freiheit zu bewegen scheinen. Denn die Natur befriedigt nicht jedes Bedürfnis augenblicklich; viele kleine Veränderungen, die für den Gesamtverlauf nur von untergeordneter Bedeutung sind und ihn in seinen wesentlichen Zügen unangetastet lassen, mögen ungehindert durchgehen. Auch hier sind die Mittel als nebensächlich behandelt; wie besonders geformt der Erfolg auch immer sich ausnehmen würde, die Idee wird doch durch ihn ausgedrückt. Nur was dem Plane des Ganzen so wichtig erscheint, dass er es ausgleichen oder zurechtweisen zu müssen glaubt, wenn es sich aus den Grenzen seines Geltungsbereiches herauswagt, das wird in diese zurückgewiesen und durch die kompensierende Thätigkeit des Mechanismus berichtigt. Denn da dieser die Verfahrungsweise des alles umfassenden Unendlichen selbst ist, so kommen dem Naturlauf die seinen Plan störenden Tendenzen nicht von aussen. Er erzeugt sie vielmehr in sich selbst, und um so leichter gelingt ihm ihre Überwachung, um alles Schädliche schon im Keime zu ersticken. Infolge dieser Wurzeln, die es im Absoluten hat, kann das System von Reihen und der daraus hervorgehende Naturlauf nicht von selbst aufhören dem Sinne zu folgen, von dem sie Ursprung und Direktive ihres Verhaltens er-

hielten. Kein plötzliches Eingreifen der zwecksetzenden Absicht in den Lauf der Begebenheiten ist daher nötig, um Zweckvollendungen, die sie sich vorgesetzt, zum Ziele zu verhelfen, der erweiterte Begriff des Mechanismus reicht allein dazu aus. Nur die Freiheit menschlicher Willen, das heisst das Vermögen neue Anfänge der Kausalverknüpfungen zu statuieren, mag ein direktes Eingreifen Gottes wohl als nötig erscheinen lassen.[1])

Und noch eine Erweiterung hat der Mechanismus sich gefallen zu lassen, die seine ganze unbezwinglich erscheinende Stellung in sehr vermindertem Glanze zeigt. Wir sahen, dass die Elemente fähig sind, von äusseren Einwirkungen zu leiden, dass dieses Leiden Zustände in ihnen wachruft, die sich in wirkenden Kräften äussern. So vermögen wohl von aussen kommende Ereignisse in langen Zeiträumen auf die inneren Zustände der Elemente in einer Weise einzuwirken, dass diese sich umwandeln.[2]) Derartige Änderungen in ihrem Innern werden sich notwendig in einer Änderung der diesen entspringenden Kräfte bemerkbar machen. Jedes Element erleidet den Eindruck der Gesamtlage aller anderen, und ändert sich diese, so muss es, dem Sinne des Ganzen getreu, notwendig auch seinen inneren Zustand ändern. Aus solch veränderten Zuständen ergeben sich aber veränderte Kräfte des Wirkens, die sich dem Plane des Ganzen möglichst willfährig zu äussern suchen. Denn in dessen Dienst stellt sich wieder die veränderte Kraft. Indem sie auf das Innere der Elemente, und das heisst ja auf sich selbst einwirkt, andere Zustände in sich hervorruft, um die Kräfte möglichst günstig fürs Ganze zu gestalten, vermag die Gottheit ihren Weltplan zu verfolgen. Immer wird ein äusserer Mechanismus dienlich dazu sein; aber welch weites Feld seiner Veränderung ist mit diesen Erwägungen offen gelegt, wie völlig scheint er in seinem Werte wie in seinem Aussehen verschoben!

---

[1]) Grundzüge der Religionsphilosophie, Seite 64, 67 f.
[2]) Mikr. II, 52, 56.

In diesem Zusammenhange findet sich die Möglichkeit des Wunders.[1]) Es begründet durchaus nicht eine vollständige Aufhebung oder Durchbrechung der Naturgesetze, da dies unmöglich wäre, noch bedeutet es ein absolut grundloses Geschehen. Dies letztere ebenso wenig, als die Ansichten einer Aufhebung der zwecksetzenden Intelligenz und Deduktion aus dem Zufall jeden Grund überhaupt eliminieren. Da alle Dinge in der Gottheit beschlossen sind, vermag diese wohl die inneren Zustände einzelner Elemente so zu ändern, dass diese plötzlich eine andere Wirksamkeit offenbaren, während alle übrigen Kräfte in der gewohnten Weise ihrer Äusserung verharren. Durch den Plan, den Gott in der Welt verfolgt, sind alle inneren Zustände der Elemente bestimmt. Erheischt dieser Plan eine momentane und partielle Änderung, so ist die Möglichkeit hierfür im Wunder gegeben.

Einheit des Weltprinzips bedeutet, wie bei den einzelnen Dingen, nicht starre Identität mit sich selbst, sondern konsequenter Ausdruck seiner Natur in den verschiedensten Zuständen und Veränderungen. Die Welt ist in Bewegung und daher führt die stetig in sich selbst festgehaltene Einheit zu einer zusammenhängenden, fortschreitenden Geschichte.[2]) Im Menschenleben beruht jeder Fortschritt auf Kampf mit Gegensätzen und feindlichen Strömungen, die von aussen auf dasselbe einstürmen. In der Entwicklung des Weltalls, die mit der der Gottheit identisch ist, können die Anlässe sich zu vertiefen, ein reichhaltigeres verändertes Leben hervorzubringen, nicht von aussen kommen, sondern es erzeugt sie in sich selbst. Und dies nicht regellos, wie sie an die Menschen herantreten, sondern gesetzlich bestimmt stellen sich die Veranlassungen zu stets mannigfaltigeren Ausstrahlungen seines Wesens ein. In dieser immer mehr sich vertiefenden, in immer mannigfaltigere Formen ihrer Äusserung sich ergiessenden Buntheit der Verhältnisse, bringt die Gottheit ihre

---

[1]) Mikr. II, 53 f.
[2]) Mikr. II, 55 f.

Gedanken in zunehmender Fülle zum Ausdruck. In dieser Weise ist der Fortschritt der Geschichte zu verstehen. Lange Zeit hindurch mögen die inneren Zustände der Elemente und damit ihre Kräfte und Gesetze dieselben bleiben, in dieser Konstanz des Wirkens verharren, bis der Ausdruck dieser Periode in vielfältigen Gestalten erschöpft ist.[1]) Allmählich aber mögen sich unter der Oberfläche dieses Lebens die inneren Zustände bis zu einem Grade umgewandelt haben, dass ihnen andere Gesetze des Wirkens entsprechen müssen, und ein neues Weltalter mag hiermit seinen Einzug halten. Alle aber verbleiben im Rahmen der Einheit, die im Sinne der zwecksetzenden Idee lag, und ihre Aufeinanderfolge mag einer fortschreitenden Melodie vergleichbar sein. Welch andere Gesetze aber auch immer und welch ein anderes Reich der Formen sich in den verschiedenen Weltaltern dem Blicke darbieten mögen, jedenfalls sind sie nur von untergeordneter Bedeutung. Hauptsache ist und bleibt der Ausdruck des Sinnes des Unendlichen in wertvollen Darbietungen. Mögen diese sich auch der Natur der Mittel akkommodieren müssen und bald so, bald anders aussehen, ihr Sinn wird dadurch nicht alteriert. Alles andere bleibt Mittel und erfährt auch eine Behandlung als solche.

Unverändert bleiben hierbei nur die allgemeinsten Gesetze, die jeder Weltlauf erfordert, alle anderen sind abgeleitete Gesetze, deren Verhalten von der bereits anderweitig festgestellten Natur der Dinge normirt ist. Ihnen wird das Mass ihres Wirkens von dem Plane des Ganzen vorgeschrieben, der das Innere der Dinge so zu modifizieren vermag, dass aus dem veränderten Inneren auch ein verändertes Mass von Kraft entspringen muss. Von diesem Standpunkte aus kann Lotze sagen „all unsere Kenntnis der unwandelbarsten Naturgesetze und an ihrer Hand all unsere Naturforschung ist doch nur wie das Anlegen eines Krümmungskreises an einen Punkt einer ins Unendliche verlaufenden Kurve".[2]) Für

[1]) Mikr. II, 57.
[2]) Mikr. II, 58.

spätere Zeiten gelten vielleicht andere Krümmungskreise, deren Rhadien sich aus anderen Windungen der Kurve ergeben, und damit auch andere abgeleitete Gesetze.

All diese Vermutungen können und dürfen für die Naturwissenschaft, wenn sie nicht ins Bodenlose versinken will, keine praktische Bedeutung haben. Sie sieht lediglich auf das äussere Verhalten der Dinge, und dieses, sowie die Gesetze, nach denen es vor sich geht, müssen in ihren Augen unveränderlich sein. Derartige Ausblicke haben nur die Bedeutung im Aussprechen apodiktischer Urteile vorsichtig zu sein, sobald es sich um eine abschliessende Weltansicht handelt. Gehen wir einmal in gewissen Folgerungen, deren Notwendigkeit Erkenntnis, Gemüt, Ethik uns auferlegen, über die Erfahrung hinaus, so sollen wir uns daran erinnern, dass „die Wirklichkeit im Grossen Poesie ist, Prosa nur die beschränkte und zufällige Ansicht der Dinge, die ein enger und niedriger Standpunkt gewährt. Da kann leicht das Abenteuer zur Wahrheit werden."[1]) Was bei beschränktem Ausblicke unserm Gefühle kalt und öde erscheint, rührt davon her, dass dieses nur an unrichtigen Stellen die Quellen seiner Sehnsucht sucht, die sich ihm aber bei einer Umschau von höherer Warte, unter höheren Gesichtspunkten in unverminderter Fülle aufthun. Dass die Phantasie sich auf diesen Ausflügen nicht zu weit verirre, davor hat sie der wissenschaftliche Geschmack im Verein mit dem ästhetischen Sinne zu bewahren. Wer aber wollte sich unter der Wucht so überwältigender Betrachtungen unterfangen, Zweck und Plan der Wirklichkeit zu bestreiten?

Es erübrigt die kurze Hervorhebung des Nutzens, den Lotze der teleologischen Betrachtungsweise für die Wissenschaft zuweist. Ganz allgemein kann die Kenntnis der Mittel, durch welche die Natur ihre Zwecke erreicht, uns belehren bei der Verfolgung unserer Ziele oder bei dem Versuche,

[1]) Mikr. II, 59.

schädliche Wirkungsweisen bestimmter Stoffe oder Kausalverbindungen zu verhüten, damit wir die für beides passenden Mittel aufzufinden und für unser Handeln zu verwerten wissen. Jeder Zweck sodann, dessen erste Begründung in der Konstellation der Ursachen der Empirie unzugänglich ist, lässt sich, abgesehen von dem Werte seines Inhaltes, stets als notwendiges Resultat aus einer bestimmten Verkettung der Ursachen nachweisen. Daher ist die Kenntnis des Zustandekommens eines Ereignisses von dem Verständnis der idealen Bedeutsamkeit zu trennen, die in ihm liegt. Die umfassendste Einsicht in den Hergang des Verwirklichungsprozesses kann ahnungslos den Wert des Endresultates ausser acht lassen oder missdeuten.[1]) Oft ist es doch unendlich schwierig, den Sinn richtig zu erraten, in dessen Konsequenz die Natur die einzelnen Bildungen ausgearbeitet hat. Denn bei der grossen Selbständigkeit, mit der die dienenden Mittel verfahren, kann das zufällige, das der Zweckvollendung anhaftet, diese selbst so sehr überwuchern, oder in derart eigentümlichen, die Aufmerksamkeit besonders auf sich richtenden Bildungen, sich uns aufdrängen, dass wir den wertvollen Gedanken in dieser Fülle des Nebenmaterials nicht zu finden vermögen, oder unser Nachdenken in falscher Richtung abgelenkt wird.

Und wie oft glauben wir nicht diesen letzteren vollauf zu würdigen, ohne dass wir einen Überblick über die kausale Instrumentation hätten, die ihm zur Realität verhalf. Denn „Zwecke, auch wenn sie als gültig angenommen werden, erklären nie das positive Dasein ihrer Erfüllung, sondern diese muss immer noch besonders und vollständig als nach dem Kausalitätsgesetze begründet nachgewiesen werden".[2]) Jede Naturerscheinung bietet daher Veranlassung zu drei verschiedenen Methoden ihrer Erklärung; erstens, Ausdeutung der in ihr ausgedrückten Ideen; zweitens, Aufsuchung der realisierenden Mittel; drittens, Auffindung der spezifischen

---

[1]) Kl. Schr. I, 150, 168, 250; Allg. Physiol. 49, 56; Metaphysik von 1884, 435; Mikr. II, 7; III, 336.

[2]) Kl. Schr. I, 373.

Konstellation dieser Mittel, die dazu führte, dass unter der Herrschaft allgemeiner Gesetze gerade diese bestimmte Gestalt des Erfolges entstehen musste.[1]) Diese drei Punkte sind gleich notwendig und gleich wichtig, da es ebenso zu ganz falschen Auffassungen führt, sich allein von der Sucht leiten zu lassen, überall nur Vernünftiges und zweckmässiges sehen zu wollen und darüber die Beobachtung der Mittel zu vernachlässigen, als letztere stets allein hervorzuheben und damit alles Werden in ein Getriebe ursächlich ablaufender Begebenheiten aufzulösen. An jedem Gegenstande, aber nur in anderem Sinne, sollen beide Prinzipien zur Anwendung kommen.[2])

Zweck und Mittel dürfen mit Ursache und Wirkung nicht verwechselt werden, ein Missgriff, den Lotze den Behauptungen über die Thätigkeit einer Lebenskraft, Idee der Gattung, zuschreibt.[3]) Denn jeder Erfolg ist stets nur das knappe Resultat der in Aktion getretenen Ursachen, während es sich bei dem Zwecke um die zur Realisierung einer Wertidee dienliche Konstellation dieser Ursachen handelt, die nur aus dem Zufall oder aus einer zwecksetzenden Intelligenz weiter erklärt werden kann. Fällt die zu einem Zwecke führende Kombination der Mittel in den Bereich unserer Kenntnis, so ist er empirisch festzustellen. Ist dies nicht der Fall, so thut sich vor uns die unendliche Kette in der Verschlingung der Ursachen auf, der zu folgen unmöglich ist. Aber wir machen befriedigt Halt, falls wir sinnvoll gelagerte Kombinationen der Massen vor uns sehen. Selbst wenn die Reihe der Ursachen bis zu ihrem Abschlusse verfolgt werden könnte, wäre die endliche Erlangung der ersten Glieder uns an sich doch weniger erwünscht, immer würde unser Bedürfnis nach der sinn- und zweckvollen Bedeutung dieses Abschlusses gehen. „Eine letzte Ursache, aus der mit blinder Notwendigkeit alles hervorginge, würde nie unsere Erkenntnis befriedigen, wir

[1]) Allg. Physiol. 57.
[2]) Kl. Schr. I, 150.
[3]) Kl. Schr. I, 149, 168, 172.

würden vielmehr immer verlangen, dass nicht alles nur so, sondern um eines Zieles, eines wertvollen Zweckes willen sei.“[1])

Bei der Erklärung des Gegebenen hat die Teleologie als heuristische Maxime zu dienen. Denn wenn uns die Bestimmung eines Organs oder eines Wesens, z. B. der Seele bekannt ist, so werden wir daraus imstande sein zu bestimmen, was ein solches Wesen zu leisten hat und in welchen Rahmen der Entwicklung es eingeschlossen bleiben wird.[2]) Von einem Zwecke auf die realisierenden Mittel zu schliessen, heisst, das beiden Gemeinsame, das von einem zum andern überleitet, zu finden, die Requisiten aufzusuchen, die zu dem bestimmten Ziele nötig sind.[3]) Welche Mittel thatsächlich einen Zweck begründen, vermag nur die Empirie festzustellen, weil sie erforscht, welche Attribute alle Mittel, die einen bestimmten Zweck verwirklichen sollen, unbedingt besitzen müssen. Auch lässt sich im Denken nicht vorausbestimmen, welch sonstiges Aussehen die Mittel ausser der knappen Zweckerfüllung haben. Die glückliche und unzweifelhafte Erratung eines bestimmten Zweckes leitet uns auf das engere Gebiet, auf den Kreis von Mitteln über, in dessen Umfange alle für die Zweckvollendung erforderlichen Requisiten liegen müssen. Wegen der Mehrzahl der Mittel ist daher ein streng logischer Schluss von dem Zweck auf diese unmöglich; ebenso wie es unmöglich ist, einen allgemeinen affirmativen Satz in gleicher Quantität umzukehren.[4])

Die Notwendigkeit der Mittel darf nicht dazu führen, sie zu überschätzen, oder ihnen neben den Zwecken eine besondere Ehre zu erweisen.[5]) Ihre Stellung ist untergeordnet, wenn auch ihr Vorhandensein unerlässlich.[6]) Die Wissenschaft kann sich aber in überwucherndem Material, das doch nur

---

[1]) Kl. Schr. I, 148 f.
[2]) Kl. Schr. I, 151, 364; Allg. Physiol. 49.
[3]) Kl. Schr. I, 369 f.; vgl. III, 424; Allg. Physiol. 53.
[4]) Kl. Schr. I, 366 f.
[5]) Kl. Schr. I, 414.
[6]) Mikr. II, 6; III, 420.

Mittel ist, verlieren, in seiner Durchforschung mag dem kurzsichtigen Blick das höhere Ziel, die Betrachtung und der Genuss wertvoller Gedanken, verloren gehen. Psychologisch erklärlich ist es ja, wie man über der Gewöhnung, unablässig der Verkettung von Ursache und Wirkung nachzugehen, leicht den Gedanken an Ideale, um deren willen jene da sind, vergessen kann.[1]) Eines solch unrichtigen Verfahrens sich schuldig gemacht zu haben, behauptet Lotze von der theoretischen Philosophie am Anfange des 19. Jahrhunderts, sowie von der damaligen Poesie.[2]) Die Nützlichkeitslehren suchten alle, auch die kleinsten Naturprodukte, als zweckmässig zu fassen und zu bewundern und damit gerieten die Schilderungen ins Triviale.[3]) Allerdings bei den Wissenschaften, deren Inhalt sich auf die Praxis erstreckt, z. B. bei der Medizin, ist es geradezu unvermeidlich, dass die Hervorhebung der ideellen Momente hinter der Betonung der realen Mittel zurücktritt.[4]) Bei der katholischen Kirche aber ist der Zweck der Institution in der Verehrung der dienenden Mittel untergegangen, und „der verhängnisvollste Irrtum menschlicher Bestrebungen besteht darin, Abbilder des Vollkommenen voreilig da realisieren zu wollen, wo es sich nur um Organisation der Mittel handelt, dem Vollkommenen sich nach der Lage der Dinge so weit als möglich wirklich zu nähern".[5])

Die Teleologie ist von Wichtigkeit für die Methode jeder Untersuchung, denn die Erscheinungen zu trennen, oder einander unterzuordnen, ist nur möglich nach einem idealen Gehalte, den wir in ihnen zu finden glauben und der unmittelbar in uns erlebt wird.[6]) Alles in allem ist ohne sie die Ordnung der Natur und unser eigenes Dasein und dessen Bestimmung, als deren intregrierender Bestandteil, nicht zu

[1]) Mikr. II, 462; III, 309.
[2]) Kl. Schr. III, 304.
[3]) Kl. Schr. II, 422.
[4]) Kl. Schr. I, 150.
[5]) Mikr. III, 376.
[6]) Streitschriften, S. 77.

begreifen. Erklären kann sie freilich weder das Zustandekommen der Ereignisse, denn das ist Aufgabe der Naturwissenschaft im exakten Sinne, noch das Zustandekommen des Seins überhaupt, denn dies bleibt Geheimnis, noch endlich dessen ursprüngliche Konstellationen, die zu dieser Welt führen mussten, denn diese entziehen sich unserer empirischen Forschung. Sie beruhigt aber dafür durch den Nachweis, dass die Natur, „die ganze Welt kein gedankenloser Spass" ist,[1]) dass Gott sie geschaffen und sie nach seinem Plane einem Ziele entgegenführt.[2]) Sie stellt allenthalben als wichtigste Frage an die Erscheinungen die ihres Sinnes, ihres Wertes. Und daher kann Lotze sie als die verhältnismässig spekulativste bezeichnen.[3]) „Inhalt der Metaphysik ist der fortwährende Prozess der teleologischen Erfüllung; der Zusammenhang der Dinge gruppiert sich um die Begriffe des Grundes, der Ursache und des Zweckes; Materie, Kraft und sinnliche Erscheinung sind die Spitzen der teleologischen Betrachtung, lauter Begriffe, die den Zusammenhang der Bewegung aus dem noch unerfüllten in den erfüllten Zweck festhalten."[4])

Es ist endlich nicht notwendig, dass die Teleologie sich zu einer exakten Wissenschaft aufschwinge.[5]) Ihre Bedeutung hat sie in der individuellen Bildung, in deren Rahmen der Einzelne die Erscheinungen der Natur aufnimmt, sodann in dem ästhetischen Gefühl, vermittels dessen er sie zum Genusse seiner Anschauung und seines Denkens verwendet. Hierzu kommen noch die Forderungen des Gemütes, der Ethik, der Religion, die alle zur Annahme der teleologischen Betrachtungsweise hindrängen. Gewiss liegt in diesen Momenten nichts von dem strengen Ernst exakter Forschungen; es ist

---

[1]) System der Philosophie, I. Teil: Drei Bücher der Logik, 2. Aufl., Leipzig 1880, S. 287.

[2]) Mikr. II, 6 ff.; Allg. Physiol. 50, 52.

[3]) Kl. Schr. I, 168.

[4]) Metaphysik von 1841, 325.

[5]) Allg. Physiol. 48 f.

ein Glaube, der zwar keinen Einfluss auf den geschlossenen Gang mechanischer Erklärungsversuche ausübt, sich aber doch neben ihnen notwendig geltend machen muss. Es ist daher begreiflich, wie Lotze gerade auf der Höhe der Metaphysik sein System als ‚teleologischen Idealismus', „gerade das Prinzip der Teleologie als das allein genügende und die Voraussetzungen aller andern in sich zusammenfassende",[1]) bezeichnen kann.

Abschliessend können wir sagen, dass es Lotze wohl gelungen ist, in einer für die Bildung der gesamten Weltanschauung so wichtigen Frage, wie sie der Zweckbegriff ist, den unveräusserlichen Bedürfnissen des Gemütes in ihrem ganzen Werte, Anerkennung auch in der streng gefügten Wissenschaft zu verschaffen. Denn sie sind und bleiben das Höchste, was ein Menschenleben bewegen kann; der suchenden Erkenntnis, die stets im Irrtum ist, wenn sie mit ihnen im Streite liegt, kann immer nur die Aufgabe zufallen, den Weg zu ihnen zu bereiten und offen zu halten. Die Frage nach Versöhnung von Glauben und Wissen war auch für Lotze der Anlass zu jeder Denkarbeit. Sie hat die Geister bewegt, so lange die Welt steht und wird sie bewegen, solange es fühlende Menschen giebt. Gewiss können wir Lotze einen Ehrenplatz in ihrer Reihe vergönnen, den erlauchten Namen der Forscher den seinigen hinzufügen. Denn er hat das Weltproblem von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet, mit bedeutendem Scharfsinn zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht und daher vielen suchenden Menschen kostbares geboten. Was ihm mehr gilt als ein Platz in der Geschichte der Philosophie, die „ernsthafte Besorgnis, ob das, was ich mitzuteilen wüsste, imstande sein möchte, durch Aufklärung irgend einer Dunkelheit, durch Lösung irgend eines Zweifels, durch Eröffnung irgend einer Fernsicht ein gedrücktes Herz zu beruhigen, zu erleichtern, oder zu erfrischen",[2]) er hat es erreicht.

---

[1]) Allg. Physiol. 50; vgl. Kl. Schr. I, 141; II, 414.
[2]) Mikr. III, 459.

Lebenslauf.

Walther Herberz, geboren am 23. September 1872 in Bonn, Sohn des Postsekretärs a. D. Bernhard Herberz, besuchte das Gymnasium meiner Vaterstadt von Ostern 1882 bis Ostern 1892. Mit dem Reifezeugnis entlassen, widmete ich mich an der Universität Bonn zwei Semester dem Studium der Medizin, dann sechs Semester dem der Theologie. Nach bestandenem Examen wurde ich am 22. März 1896 von Bischof Weber in Bonn zum Priester geweiht und darauf mit der Seelsorge in den altkatholischen Gemeinden Breslau und Neisse betraut. In diesem Amte wirke ich noch heute. Daneben besuchte ich seit dem Sommer-Semester 1898 an der Universität Breslau philosophische, historische, litteratur- und kunstgeschichtliche Vorlesungen, wobei mir in freundlichstem Entgegenkommen auch die Teilnahme an den Übungen der Seminare gestattet wurde. Meine Lehrer in Bonn waren: Gothein, Kahl, Kekule von Stradonitz †, Langen, H. Ludwig, Menzel †, J. B. Meyer †, Reusch †, Sartorius, Schaarschmidt, von la Valette St. George, Weber; — in Breslau: Ebbinghaus, Freudenthal, Kaufmann, Koch, Muther. Allen diesen Herren fühle ich mich zu aufrichtigstem Danke verbunden, besonders Herrn Bischof Weber und Herrn Professor Freudenthal. Letzterer hat mir nicht nur die Anregung zu dieser Arbeit gegeben, sondern mich auch sonst in unermüdlicher Weise gefördert.

Thesen.

I.

Der Begriff der göttlichen Substanz wird durch die Thatsache der Wechselwirkung gewonnen.

II.

Mit Recht behauptet Lotze, dass dem göttlichen Wesen Persönlichkeit zukommen müsse.

III.

Der spinozische Parallelismus erklärt die Erscheinungen des Seelenlebens nicht.

IV.

Das Christenthum ist nicht die alleinige Trägerin der Humanität, sondern nur eine ihrer Stützen.